



Leseprobe

Brian Herbert, Kevin J. Anderson

Der Thron des Wüstenplaneten
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 18,99 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 10. März 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Der Aufstieg der Bene Gesserit

Vor dreiundachtzig Jahren wurden die Maschinen in der großen Schlacht von Corrin vernichtend geschlagen. Vor dreiundachtzig Jahren ernannte sich Faykan Butler zum Imperator des neuen, Planeten umspannenden Menschenreichs, und vor dreiundachtzig Jahren verschwand der große Kriegsheld Vorian Atreides. Inzwischen sitzt Faykans Nachfahre Salvador Corrin auf dem Thron des Sternenreiches, doch von Frieden kann man noch lange nicht sprechen: Vorian's Feinde sind noch immer auf der Suche nach ihm; technologiefeindliche, fanatische Gruppen führen immer wieder Säuberungsaktionen durch und geheimnisvolle Mächte greifen nach der Vorherrschaft in der Galaxis. Eine davon ist der sagenumwobene Orden der Schwesternschaft der Bene Gesserit, die im Schutz des Dschungelplaneten Rossak eine Intrige schmieden, die das Schicksal der gesamten Menschheit für immer verändern könnte ...



Autor

Brian Herbert, Kevin J. Anderson

Brian Herbert, der Sohn des 1986 verstorbenen Wüstenplanet-Schöpfers Frank Herbert, hat selbst SF-Romane verfasst, darunter den in Zusammenarbeit mit seinem Vater entstandenen »Mann zweier Welten«.

BRIAN HERBERT
KEVIN J. ANDERSON

DER THRON DES
WÜSTEN-
PLANETEN

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Dieses Buch ist den Heerscharen von *Wüstenplanet*-Fans in aller Welt gewidmet. Eure enorme Unterstützung hat die Entstehung dieses bemerkenswerten Universums ermöglicht.

Dank Frank Herberts begeisterter Leser ist *Der Wüstenplanet* der erste Roman, der die beiden höchsten Auszeichnungen der Science Fiction gewann, den Hugo und den Nebula Award. Später, als die Zahl der Fans zunahm, war *Die Kinder des Wüstenplaneten* der erste SF-Roman, der auf der *New-York-Times*-Bestsellerliste auftauchte. Als im Jahre 1984 David Lynchs Filmversion in die Kinos kam, schnellte *Der Wüstenplanet* auf Platz 1 der *New-York-Times*-Bestsellerliste.

Heute, fast fünfzig Jahre nach der Erstveröffentlichung des *Wüstenplaneten*, halten die Fans Frank Herberts glorreiches Vermächtnis am Leben und lesen weiterhin sowohl seine ursprünglichen Romane als auch unsere neuen Bände.

Es war eine Zeit der Genies, der Menschen, die bis an die Grenzen ihrer Vorstellungskraft gingen und sich fragten, welche Möglichkeiten ihrer Art offenstanden.

Aus der Geschichte der Großen Schulen

Man sollte meinen, dass die Menschheit nach der Niederlage der Denkmaschinen und der Bildung der Landsraad-Liga, die die alte Liga der Edlen ersetzte, Frieden finden würde, doch die Kämpfe hatten gerade erst begonnen. Nun, wo es keinen äußeren Feind mehr gab, begannen wir, uns gegenseitig zu bekämpfen.

Annalen des Imperiums

Dreiundachtzig Jahre sind vergangen, seit die letzten Denkmachines bei der Schlacht von Corrin zerstört wurden. Anschließend nahm Faykan Butler den Namen Corrino an und setzte sich selbst als ersten Imperator eines neuen Imperiums ein. Der große Kriegsheld Vorian Atreides wandte sich von der Politik ab und machte sich auf eine Reise ins Unbekannte, wobei er aufgrund der lebensverlängernden Behandlungen, die ihm sein berühmter Vater, der Cymek-General Agammemnon, hatte angedeihen lassen, nur unmerklich alterte. Vorian's ehemaliger Adjutant Abulurd Harkonnen wurde der Feigheit in der Schlacht von Corrin für schuldig befunden und auf den düsteren Planeten Lankiveil verbannt, wo er zwanzig Jahre später starb. Seither geben seine Nachfahren Vorian Atreides die Schuld an ihrem Niedergang, obwohl man den Mann seit achtzig Jahren nicht mehr gesehen hat.

Auf dem Dschungelplaneten Rossak hat Raquella Berto Anirul, die nach einem bösartigen und beinahe tödlichen Giftanschlag zur ersten Ehrwürdigen Mutter wurde, Methoden der beinahe ausgelöschten Zauberinnen übernommen, um ihre eigene Schwesternschaft zu gründen. Ihre Lehre zielt darauf ab, Frauen bei der Verbesserung ihrer geistigen und körperlichen Kräfte zu helfen.

Gilbertus Albans, einst der Zögling des unabhängigen Roboters Erasmus, hat auf dem ländlichen Planeten Lampadas ebenfalls eine Schule gegründet, in der er Menschen beibringt, ihren Verstand nach dem Vorbild eines Computers zu ordnen, und sie so zu Mentaten ausbildet.

Die Nachfahren von Aurelius Venport und Norma Cenva (die weiterhin am Leben ist, wenn auch in einer höchst weiterentwickelten Form) haben ein mächtiges Handelsimperium

namens Venport-Holdings aufgebaut. Ihre Raumflotte setzt Holtzmann-Triebwerke ein, um den Raum zu falten, und mutierte, gewürzgesättigte Navigatoren, um ihre Schiffe zu steuern.

Obwohl seit dem Sieg über die Denkmachines viel Zeit vergangen ist, tobt auf den von Menschen besiedelten Planeten nach wie vor der technologiefindliche Eifer, und mächtige, fanatische Gruppen führen immer wieder gewaltsame Säuberungsaktionen durch ...

1

Nachdem man uns tausend Jahre lang in Sklaverei hielt, haben wir die Streitkräfte des Computer-Allgeists Omnius schließlich überwunden. Doch unser Kampf ist noch längst nicht vorbei. Serena Butlers Djihad mag ein Ende gefunden haben, doch der Krieg geht weiter. Wir müssen nun gegen einen heimtückischeren und gefährlicheren Feind antreten: die menschliche Schwäche für Technologie und die Versuchung, die Fehler der Vergangenheit zu wiederholen.

Manford Torondo, *Der einzige Weg*

Manford Torondo hatte den Überblick über seine zahlreichen Missionen verloren. Einige wollte er vergessen, wie zum Beispiel jenen schrecklichen Tag, an dem ihn eine Explosion zerfetzt und ihn seinen Unterleib gekostet hatte. Doch diese neue Mission würde nicht nur einfacher sein, sondern darüber hinaus zutiefst befriedigend – es ging darum, weitere Überreste des größten Feinds der Menschheit auszuradiieren.

Waffenstarrend und kalt hingen die Maschinenkriegsschiffe am Rande des Sonnensystems, wo das blasse Sternenlicht ihren Rümpfen nur einen schwachen Widerschein entlockte. Infolge der Vernichtung der überall verteilten Omnius-Allgeister hatte dieses Roboter-Kampfgeschwader niemals sein Ziel erreicht, und die Bevölkerung des nahen Sonnensystems der Liga hatte nicht einmal gehahnt, dass sie ein Angriffsziel gewesen war. Jetzt hatten Manfords Kundschafter die Flotte aufgespürt.

Lange nach der Schlacht von Corrin hingen diese gefährlichen feindlichen Schiffe mit voll funktionsfähigen Waffensystemen reglos im All. Sie waren Relikte, Geisterschiffe – aber

nichtsdestotrotz Abscheulichkeiten. Entsprechend war mit ihnen zu verfahren.

Als seine sechs kleinen Raumschiffe sich den mechanischen Monstren näherten, verspürte Manford ein urtümliches Erschauern. Die treuen Anhänger seiner Butler-Bewegung waren darauf eingeschworen, alle Spuren verbotener Computertechnologie zu vernichten. Jetzt näherten sie sich ohne Zögern der herrenlosen Roboterflotte, wie Möwen, die über den Leichnam eines gestrandeten Wals herfielen.

Knisternd drang die Stimme von Schwertmeister Ellus, der sich auf einem Schiff in der Nähe befand, über die Sprechanlage. Bei dieser Operation flog der Schwertmeister an der Spitze und führte Butlers Jäger zu den heimtückischen Roboterschiffen, die jahrzehntelang unbemerkt durchs All getrieben waren. »Es handelt sich um ein Kampfgeschwader von fünfundzwanzig Schiffen, Manford – genau an der Stelle, die der Mentat uns genannt hat.«

Manford, der in einen eigens an seinen beinlosen Körper angepassten Sitz geschnallt war, nickte. Gilbertus Albans' geistige Kräfte beeindruckten ihn immer wieder. »Erneut beweist er mit seiner Mentatenschule, dass das menschliche Gehirn den Denkmaschinen überlegen ist.«

»Der Geist des Menschen ist heilig«, sagte Ellus.

»Der Geist des Menschen ist heilig.« Es war eine Segnung, die Manford in einer gottgesandten Vision offenbart worden war, und inzwischen war sie zu einem beliebten Wahlspruch in Butlers Gefolge geworden. Manford unterbrach die Verbindung und verfolgte die anlaufende Operation weiter von seinem eigenen kleinen Schiff aus.

Schwertmeisterin Anari Idaho, die neben ihm im Cockpit saß, begutachtete die Positionen der Roboterschlachtschiffe auf dem Schirm und tat ihre Einschätzung der Lage kund. Sie trug eine schwarz-graue Uniform mit dem Symbol der Bewegung am Revers, einem stilisierten Siegel, auf dem eine

blutrote Faust zu sehen war, die ein Maschinenzahnrad zerdrückte.

»Wir haben genug Feuerkraft, um sie aus der Entfernung zu zerstören«, erklärte sie, »wenn wir unsere Sprengköpfe klug einsetzen. Es gibt keinen Grund, ein Risiko einzugehen, indem wir die Schiffe entern. Zweifellos werden sie von Kampf-Meks und vernetzten Drohnen bewacht.«

Manford blickte zu seiner Gehilfin und Freundin auf und wahrte dabei eine steinerne Miene, obwohl ihm beim Klang ihrer Stimme immer warm ums Herz wurde. »Es besteht kein Risiko – der Allgeist ist tot. Und ich will diese Maschinendämonen sehen, bevor wir sie unschädlich machen.«

Da sie sich Manfords Sache und ihm persönlich verschrieben hatte, akzeptierte Anari seine Entscheidung. »Wie Sie wünschen. Ich werde für Ihre Sicherheit Sorge tragen.« Als Manford den Ausdruck auf ihrem breiten, unschuldigen Gesicht sah, begriff er, dass er in ihren Augen praktisch unfehlbar war – und weil Anari ihm so ergeben war, verteidigte sie ihn mit wilder Kraft.

Manford gab knappe Befehle. »Teile meine Gefolgsleute in mehrere Einsatzgruppen auf. Wir haben keinen Grund zur Eile – ich ziehe eine fehlerfreie Ausführung einer schnellen vor. Schwertmeister Ellus soll die Vernichtungssprengsätze auf den Maschinenschiffen koordinieren. Nicht ein Fetzen darf von ihnen übrig bleiben, wenn wir hier fertig sind.«

Aufgrund seiner körperlichen Behinderung war die Beobachtung von derlei Zerstörungswerk eine seiner wenigen Freuden. Denkmaschinen hatten Moroko zerstört, den Heimatplaneten seiner Vorfahren. Sie hatten seine menschlichen Bewohner gefangen genommen und ihre Seuchen auf sie losgelassen. Keiner hatte überlebt. Wären seine Ururgroßeltern nicht gerade in geschäftlichen Angelegenheiten auf Salusa Secundus gewesen, wären auch sie in Gefangenschaft geraten und getötet worden. Und Manford wäre niemals zur Welt gekommen.

Obwohl sich all das vor Generationen ereignet hatte, hasste er die Maschinen bis heute und hatte sich geschworen, den Kampf gegen sie fortzusetzen.

Unter den Butler-Gefolgsleuten waren fünf ausgebildete Schwertmeister, die Paladine der Menschheit, die während Serena Butlers Djihad im Nahkampf gegen die Denkmaschinen angetreten waren. In den Jahrzehnten seit dem großen Sieg auf Corrin hatten zahlreiche Schwertmeister die letzten über zahlreiche Sonnensysteme verteilten Reste des Roboterimperiums aufgespürt und ausgemerzt. Dank ihrer Erfolge waren inzwischen nur noch wenige solcher Relikte zu finden.

Während die Schiffe der Butler-Bewegung sich der Maschinenflotte näherten, studierte Anari die Bilder auf ihrem Monitor. In einem leisen Tonfall, den sie nur Manford gegenüber verwendete, sinnierte sie: »Wie viele solche Flotten werden wir wohl noch aufspüren?«

Die Antwort war unmissverständlich. »Ich will sie alle.«

Die toten Roboter-Kriegsflotten waren leichte Ziele und die Siege über sie, die aufgezeichnet und ausgestrahlt wurden, rein symbolischer Natur. Doch in letzter Zeit machte sich Manford über die Fäulnis, Korruption und Versuchung Sorgen, die im neuen Corrin-Imperium zu beobachten waren. Wie konnten die Menschen die drohenden Gefahren nur so schnell vergessen? Schon bald würde er den Eifer seiner Gefolgsleute vielleicht in eine andere Richtung lenken und sie mit einer weiteren unvermeidlichen Säuberung unter den menschlichen Bevölkerungen beauftragen müssen ...

Schwertmeister Ellus organisierte den Angriff, indem er ein Raster über die Roboterschiffe legte und den Gruppen ihre Ziele zuwies. Die fünf anderen Schiffe verharreten zwischen den herrenlosen Maschinen und hefteten sich jeweils an einen Rumpf. Dann sprengten die jeweiligen Gruppen Löcher in die Außenhüllen und gingen an Bord.

Die Angehörigen von Manfreds Gruppe legten ihre Raumanzüge an und machten sich bereit, das größte der Roboter-

schiffe zu entern. Trotz der dadurch verursachten Umstände bestand er darauf, sie zu begleiten, um das Böse mit eigenen Augen zu sehen. Er würde sich niemals damit zufriedengeben, aus sicherer Entfernung zuzuschauen; er war es gewohnt, anstelle seiner Beine Anari zu haben und sein Schwert in der Hand zu halten. Sein stabiles Ledergeschirr war immer zur Hand, falls Manford sich ins Gefecht stürzen musste. Anari zog sich das Geschirr über die Schultern und rückte den Sitz auf dem Rücken zurecht. Dann befestigte sie die Gurte unter den Armen, über der Brust und an der Hüfte.

Anari war eine hochgewachsene und körperlich fitte Frau, und abgesehen davon, dass sie Manford gegenüber absolut loyal war, liebte sie ihn auch – das sah er ihr jedes Mal an, wenn er ihr in die Augen schaute. Aber *all* seine Gefolgsleute liebten ihn. Anaris Zuneigung war einfach nur unschuldiger und reiner als die der meisten anderen.

Es fiel ihr nicht schwer, seinen beinlosen Körper hochzuziehen und ihn in den Sitz hinter ihrem Kopf zu platzieren, wie sie es schon unzählige Male zuvor getan hatte. Er kam sich nicht wie ein Kind vor, wenn er auf ihren Schultern ritt; vielmehr fühlte er sich, als sei Anari ein Teil von ihm. Seine Beine waren von der Bombe eines geistesgestörten Technikfreunds abgerissen worden, die auch Rayna Butler getötet hatte, eine wahre Heilige, die die Bewegung gegen die Maschinen angeführt hatte. In den Sekunden, bevor sie ihren Verletzungen erlegen war, hatte sie Manford höchstpersönlich gesegnet.

Die Suk-Ärzte bezeichneten es als Wunder, dass er überlebt hatte, und genau das war es auch: *ein Wunder*. Es war ihm bestimmt gewesen, nach diesem grauenvollen Tag weiterzuleben. Trotz seines körperlichen Verlusts hatte Manford sich an die Spitze der Butler-Bewegung gesetzt und sie mit Feuereifer angeführt. *Ein halber Mann und ein doppelt guter Anführer*. Einige wenige Teile seiner Leistengegend waren ihm geblieben, doch unterhalb der Hüften war kaum noch etwas

übrig. Trotzdem hatte er nach wie vor seinen Verstand und sein Herz, und sonst brauchte er nichts. Nichts außer seinen Gefolgsleuten.

Sein gekappter Leib passte genau in das Geschirr auf Anaris Rücken, sodass er weit oben auf ihren Schultern saß. Mit unmerklichen Gewichtsverlagerungen steuerte er sie, als wäre sie ein Teil seines Körpers unterhalb der Hüfte. »Bring mich zum Außenschott, damit wir als Erste an Bord gehen können.«

Dennoch war er ihren Bewegungen und Entscheidungen ausgeliefert. »Nein. Ich schicke die anderen drei vor.« Anari wollte mit ihrer Weigerung nicht seine Autorität infrage stellen. »Erst, wenn sie sich vergewissert haben, dass keine Gefahr besteht, bringe ich Sie an Bord. Meine Mission, Sie zu beschützen, ist wichtiger als Ihre Ungeduld. Wir gehen, sobald man mir mitteilt, dass keine Gefahr besteht, nicht einen Moment eher.«

Manford knirschte mit den Zähnen. Er wusste, dass sie es gut meinte, aber manchmal störte ihn ihre übertriebene Angst um seine Sicherheit. »Ich erwarte von niemandem, dass er an meiner Stelle ein Risiko auf sich nimmt.«

Anari warf ihm über die Schulter ein zärtliches Lächeln zu. »Natürlich nehmen wir an Ihrer Stelle Risiken auf uns. Wir alle würden unser Leben für Sie geben.«

Während Manfords Gruppe das tote Roboterschiff enterte, die metallenen Gänge absuchte und nach geeigneten Stellen Ausschau hielt, um die Sprengladungen anzubringen, blieb er auf seinem eigenen Schiff zurück und zappelte ungeduldig in seinem Geschirr. »Was haben sie herausgefunden?«

Anari ließ sich nicht erweichen. »Man wird schon Bescheid geben, wenn sie etwas Berichtenswertes entdecken.«

Schließlich meldete sich die Gruppe. »Hier an Bord sind Dutzende von Kampf-Meks, Herr – alle kalt und abgeschaltet. Die Temperaturen sind eisig, aber wir haben das Lebenserhaltungssystem wieder hochgefahren, sodass Sie ohne Unannehmlichkeiten an Bord kommen können.«

»Annehmlichkeiten interessieren mich nicht.«

»Aber Sie müssen atmen. Sie werden uns Bescheid geben, wenn sie so weit sind.«

Obwohl Roboter keine Lebenserhaltungssysteme benötigten, waren viele der Maschinenschiffe damit ausgerüstet, um menschliche Gefangene in den Laderäumen transportieren zu können. In den letzten Jahren des Djihads hatte Omnium alle funktionierenden Schiffe der Kriegsflotte zugeteilt, während er gleichzeitig riesige automatisierte Werften errichtet hatte, die Tausende von neuen Kampfkreuzern ausspien.

Und trotzdem hatten die Menschen gewonnen und alles für den einen Sieg geopfert, auf den es ankam ...

Eine halbe Stunde später erreichte die Atmosphäre im Maschinenschiff ein Niveau, bei dem Manford ohne Raumanzug überleben konnte. »Sie können jetzt an Bord kommen, Herr. Wir haben mehrere geeignete Stellen gefunden, um Sprengladungen anzubringen. Und menschliche Skelette, Herr. Ein Laderaum mit mindestens fünfzig Gefangenen.«

Manford richtete sich auf. »Gefangene?«

»Schon lange tot, Herr.«

»Wir kommen.« Zufrieden mit dem, was sie gehört hatte, stieg Anari die Leiter zu dem Verbindungsschott hinab. Manford auf ihrem Rücken fühlte sich wie ein Eroberer. An Bord des großen Raumschiffs war die Luft immer noch dünn wie eine Messerklinge und eiskalt. Manford erschauerte und griff haltsuchend nach Anaris Schultern.

Sie bedachte ihn mit einem besorgten Blick. »Sollen wir noch fünfzehn Minuten warten, bis die Luft wärmer ist?«

»Es ist nicht wegen der Kälte, Anari – es ist wegen des Bösen, das in der Luft liegt. Wie kann ich all das Menschenblut vergessen, das diese Ungeheuer vergossen haben?«

An Bord des düsteren, spartanischen Schiffs brachte Anari ihn zu dem Raum, in dem die Butler-Anhänger eine versiegelte Tür aufgebrochen hatten und ein Gewirr von Skeletten

zum Vorschein gekommen war, Dutzende von Menschen, die man hatte verhungern oder ersticken lassen, wahrscheinlich, weil sie den Denkmaschinen schlicht egal gewesen waren.

Die Schwertmeisterin trug eine zutiefst verstörte und betroffene Miene zur Schau. Sie mochte eine noch so abgehärtete Kämpferin sein, aber die achtlose Grausamkeit der Denkmaschinen erstaunte Anari Idaho dennoch immer wieder. Manford bewunderte und liebte sie für ihre Unschuld. »Anscheinend haben sie Gefangene transportiert«, bemerkte Anari.

»Oder Versuchsobjekte für den bösen Roboter Erasmus«, sagte Manford. »Als die Schiffe dann den neuen Befehl erhielten, dieses System anzugreifen, haben sie sich nicht mehr um die Menschen an Bord gekümmert.« Er murmelte ein leises Gebet, um die Seelen der Toten zum Himmel zu geleiten.

Als Anari sich mit ihm von der Kammer mit dem menschlichen Frachtgut abwandte, kamen sie an einem kantigen, abgeschalteten Kampf-Mek vorbei, der wie eine Statue im Gang stand. Seine Arme waren mit scharfen Klingen und Projektilwaffen bestückt; sein klobiger Kopf und seine optischen Fasern wirkten wie die Parodie eines menschlichen Gesichts. Manford musterte die Maschine angewidert und unterdrückte ein erneutes Schaudern. *Etwas Derartiges darf nie wieder geschehen.*

Anari zog ihr langes, stumpfes Pulsschwert. »Obwohl wir dieses Schiff ohnehin in die Luft jagen werden ... dürfte ich trotzdem?«

Er lächelte. »Aber gerne doch.«

Wie eine Sprungfeder griff die Schwertmeisterin den bewegungslosen Roboter an. Ihr erster Schlag zerstörte die optischen Fasern des Meks, weitere Hiebe trennten seine Gliedmaßen ab und drückten den Rumpf ein. Aus dem seit Jahrzehnten abgeschalteten Mek strömten nicht einmal Fun-

ken oder Schmiermittel, während sie ihn in seine Einzelteile zerlegte.

Anari blickte schwer atmend zu Boden und sagte: »Zu Hause in der Schwertmeisterschule auf Ginaz habe ich Hunderte von diesen Dingern getötet. Die Schule kauft nach wie vor alle funktionsfähigen Kampf-Meks, damit die Auszubildenden an ihnen üben können.«

Allein schon der Gedanke verdarb Manford die Laune. »Ginaz hat meiner Meinung nach zu viele funktionsfähige Meks – dabei ist mir unwohl zumute. Man sollte sich keine Denkmachines als Haustiere halten. Es gibt keinen vernünftigen Zweck für komplexe Maschinen.«

Anari war verletzt, weil er ihre schönen Erinnerungen kritisiert hatte. »So haben wir gelernt, sie zu bekämpfen, Herr«, sagte sie kleinlaut.

»Menschen sollten im Kampf gegen Menschen trainieren.«

»Das ist nicht das Gleiche.« Anari ließ ihren Ärger an dem ohnehin schon ramponierten Kampf-Mek aus. Sie versetzte ihm einen letzten Hieb und ging dann steif weiter in Richtung Brücke. Unterwegs stießen sie auf mehrere andere Meks, die sie allesamt mit demselben wilden Zorn, den Manford auch in seinem Herzen verspürte, in ihre Einzelteile zerlegte.

Auf der Roboter-Kommandobrücke trafen er und Anari sich mit den übrigen Angehörigen ihres Teams. Die Butler-Anhänger hatten zwei deaktivierte Roboter an den Kontrollen umgestoßen. »Alle Triebwerke sind funktionsfähig, Herr«, berichtete ein schlaksiger Mann. »Wir können Sprengsätze in den Treibstoffbehältern deponieren, nur zur Sicherheit, oder wir können von hier aus eine Überhitzung der Reaktoren einleiten.«

Manford nickte. »Die Explosion muss genügend groß sein, um alle Schiffe in der Umgebung zu eliminieren. Sie sind zwar nach wie vor funktionsfähig, aber ich möchte sie nicht einmal als Rohmetall verwenden. Sie sind ... kontaminiert.«

Er wusste, dass andere keine derartigen Bedenken hatten. Korrumpierbare Menschen, die sich seiner Kontrolle entzogen, suchten die Raumflugrouten nach unbeschädigten Flotten wie dieser ab, um sie zu bergen und zu reparieren. Prinzipienlose Aasgeier! Die VenHold-Raumflotte war dafür berüchtigt; sie bestand zu mehr als der Hälfte aus umgerüsteten Denkmaschinenschiffen. Manford hatte sich mit Direktor Josef Venport mehrmals über diese Angelegenheit gestritten, aber dieser gierige Geschäftemacher wollte einfach nicht vernünftig sein. Immerhin konnte Manford sich damit trösten, dass diese fünfundzwanzig feindlichen Kriegsschiffe nie wieder zum Einsatz kommen würden.

Die Butler-Anhänger wussten, dass Technologie verführerisch und voller verborgener Gefahren war. Nach Omnius' Sturz war die Menschheit weich und faul geworden. Immer wieder machten die Leute Ausnahmen. Sie wünschten sich Bequemlichkeit und Komfort und gingen zu ihrem vermeintlichen Vorteil bis an die Grenzen des Erlaubten. Sie lavierten herum und erfanden Ausreden: *Jene* Sorte Maschinen war vielleicht schlecht, aber *diese* etwas andere Technologie war akzeptabel.

Manford weigerte sich, solche Unterscheidungen herbeizureden. Es war eine Gratwanderung. Wenn sie nicht aufpassten, würde aus dem abschüssigen Pfad vielleicht schon bald ein Abgrund werden. Die Menschheit durfte sich nie wieder von Maschinen versklaven lassen!

Er wandte sich den drei Butler-Anhängern auf der Brücke zu. »Geht. Meine Schwertmeisterin und ich haben hier noch etwas zu erledigen. Schickt eine Nachricht an Ellus – innerhalb der nächsten fünfzehn Minuten sollten wir von hier verschwinden.«

Anari wusste genau, was Manford im Sinn hatte: Sie hatte bereits Vorkehrungen dafür getroffen. Kaum waren die übrigen Gefolgsleute auf ihr Schiff zurückgekehrt, holte die Schwertmeisterin eine vergoldete kleine Statuette aus einer Tasche

in ihrem Geschirr, eine von vielen, die Manford hatte anfertigen lassen. Er hielt sie ehrfürchtig in den Händen und betrachtete das gütige Gesicht Rayna Butlers. Seit siebzehn Jahren trat er nun schon in die Fußstapfen dieser Visionärin.

Manford küsste die Statuette und reichte sie dann wieder Anari, die sie auf die Roboter-Armaturen stellte. Er flüsterte: »Möge Rayna unser heutiges Werk segnen und uns Erfolg bei dieser wichtigen Mission bescheren. Der menschliche Geist ist heilig.«

»Der menschliche Geist ist heilig.« Anari, deren warmer Atem in der Kälte zu Dampf wurde, eilte im Laufschrift zu ihrem Schiff zurück. Anschließend versiegelte ihr Team das Außenschott und legte ab. Ihr Schiff trieb von dem verminnten Kampfgeschwader fort.

Innerhalb einer Stunde versammelten sich die Schiffe der Butler-Bewegung über der dunklen Roboterflotte. »Noch eine Minute, Herr«, übermittelte ihm Schwertmeister Ellus. Manford nickte nur, ohne den Blick vom Bildschirm abzuwenden. Worte waren überflüssig.

Eins der Roboterschiffe erblühte in einer Explosion aus Feuer und Trümmerstücken. In schneller Folge explodierten auch die übrigen Schiffe, als sich die Triebwerke überluden oder sich der Treibstoff entzündete. Die Schockwellen überlagerten sich und zogen die Trümmer in einen Sud aus Metalldämpfen und sich ausdehnenden Gasen. Einen Moment lang war der Anblick so hell wie der einer neuen Sonne und erinnerte Manford an Raynas strahlendes Lächeln ... dann verblasste das Bild.

Durch die Stille sprach Manford zu seinen ergebenen Gefolgsleuten. »Unsere Arbeit hier ist getan.«

Wir sind das Barometer der menschlichen Entwicklung.

Ehrwürdige Mutter Raquella Berto-Anirul,
Worte an den dritten Abschlussjahrgang

Zwangsläufig hatte die Ehrwürdige Mutter Raquella Berto-Anirul einen langfristigen Blick auf den Lauf der Geschichte. Aufgrund des reichen Schatzes an einzigartigen Erinnerungen ihrer Vorfahren, über die sie verfügte – und bei denen es sich gewissermaßen um personifizierte Geschichte handelte –, sah die alte Frau die Vergangenheit in einer Weise, die niemandem sonst zugänglich war ... noch nicht.

Da Raquella in Gedanken auf so viele Generationen zugreifen konnte, fiel es ihr nicht schwer, die Zukunft der Menschheit zu erkennen. Und die anderen Schwestern an ihrer Schule erwarteten, dass ihre einzige Ehrwürdige Mutter sie führte. Sie musste ihre Wahrnehmung der Geschichte an andere weitergeben, um das Wissen und die Objektivität ihres Ordens auszubauen; die körperlichen und geistigen Fähigkeiten, die die Angehörigen der Schwesternschaft von gewöhnlichen Frauen abhoben.

Raquella spürte Nieselregen auf dem Gesicht, während sie mit den anderen Schwestern auf einem Balkon an einem Steilhang stand, in dessen Felshöhlen sich die Schule von Rossak befand, die offizielle Ausbildungsstätte der Schwesternschaft. Sie war in eine schwarze Robe mit hohem Kragen gekleidet und ließ den ernsten Blick über die Kante und den silbrig-purpurnen Urwald zu ihren Füßen schweifen. Obwohl die Luft am Tag dieser feierlichen Zeremonie warm und feucht war, herrschte zu dieser Jahreszeit praktisch nie ernsthaft unangenehmes Wetter, weil immer wieder frische

Brisen an den Steilhängen entlangwehten. Die Luft roch leicht säuerlich und hatte einen schwefligen Beigeschmack, der von den entfernten Vulkanen und der Mischung umweltbedingter chemischer Substanzen herrührte.

Heute stand ihnen ein weiteres Begräbnis einer verstorbenen Schwester bevor, ein weiterer tragischer Gifftod ... und ein weiterer Fehlschlag bei dem Versuch, eine zweite Ehrwürdige Mutter zu erschaffen.

Vor über achtzig Jahren hatte Ticia Cenva, die sterbende, verbitterte Zauberin, Raquella eine tödliche Dosis des wirkungsvollsten verfügbaren Gifts verabreicht. Eigentlich hätte Raquella daran sterben müssen, doch tief in ihrem Geist, in ihren Zellen, hatte sie ihre Biochemie angepasst und die Molekularstruktur des Gifts umgebaut. Wie durch ein Wunder hatte sie überlebt, aber die schwere Prüfung hatte sie von Grund auf verändert und eine kriseninduzierte Verwandlung angestoßen, die ihren sterblichen Leib an seine äußersten Grenzen geführt hatte. Sie war unbeschadet, aber als eine andere Person daraus hervorgegangen, mit einer ganzen Bibliothek vergangener Lebenserinnerungen im Kopf und der neuen Fähigkeit, sich selbst auf genetischer Ebene wahrzunehmen. Sie verfügte nun über ein tiefgreifendes Verständnis für jede in Wechselwirkung stehende Faser ihres Körpers.

Krise. Überleben. Weiterentwicklung.

Aber in den darauffolgenden Jahren hatte trotz zahlreicher Versuche niemand etwas Vergleichbares erreicht, und Raquella wusste nicht, wie viele weitere Leben sie diesem flüchtigen Ziel guten Gewissens opfern konnte. Sie kannte nur eine Möglichkeit, eine Schwester an die Grenzen des Möglichen zu treiben: Sie musste sie in unmittelbare Todesnähe bringen, wo sie – vielleicht – die Kraft finden würde, sich weiterzuentwickeln ...

Optimistisch und entschlossen glaubten ihre besten Schülerinnen weiterhin an sie. Und starben.

Raquella schaute betrübt zu, wie eine schwarz gewandete Schwester und drei Akoluthen in grünen Roben sich oberhalb des Blätterdachs aufstellten und die Tote in die feuchten Tiefen des silbrig-purpurnen Urwalds hinabließen. Man übergab sie den Raubtieren, sodass sie in den ewigen Kreislauf von Leben und Tod einging, durch den menschliche Überreste schließlich wieder zu Humus wurden.

Der Name der tapferen jungen Frau hatte Schwester Tiana gelautet, doch nun war ihr Leib in hellen Stoff eingewickelt und namenlos. Unten regten sich die Urwaldtiere, als das dicke Blätterdach die Bahre verschluckte.

Raquellas eigenes Leben währte schon über 130 Jahre. Sie hatte das Ende von Serena Butlers Djihad miterlebt, die Schlacht von Corrin zwei Jahrzehnte später und die darauffolgenden unruhigen Zeiten. Trotz ihres Alters war sie voller Lebensmut und von hellwachem Geist. Die schlimmsten Auswirkungen des Alterns hielt sie durch maßvollen Konsum der Melange vom Planeten Arrakis und durch die Manipulation ihrer körpereigenen Biochemie in Schach.

Die Kandidatinnen ihrer stetig anwachsenden Schule rekrutierten sich aus den Reihen der besten jungen Frauen des Imperiums, einschließlich der letzten Nachkommen jener Zauberinnen, die diesen Planeten in den Jahren vor dem und während des Djihads beherrscht hatten. Von Letzteren waren nur noch 81 geblieben. Insgesamt wurden hier elfhundert Schwestern ausgebildet, von denen zwei Drittel Schülerinnen waren. Bei einigen handelte es sich um Kinder aus den ordenseigenen Heimen, Töchter von Raquellas Missionarinnen, die sich von geeigneten Vätern hatten schwängern lassen. Anwerberinnen schickten hoffnungsvolle neue Kandidatinnen hierher, und die Ausbildung ging weiter ...

Jahrelang hatten die Stimmen ihrer Weitergehenden Erinnerungen sie dazu gedrängt, mehr Ehrwürdige Mütter zu prüfen und auszubilden, bis ihre Fähigkeiten denen von Raquella gleichkamen. Sie und ihre Sachwalterinnen widmeten sich

ganz der Aufgabe, anderen Frauen zu zeigen, wie sie ihre Gedanken, ihren Körper und die eigene Zukunft beherrschten. Jetzt, wo es keine Denkmachines mehr gab, mussten die Menschen weiter über sich hinauswachsen als je zuvor. Raquella würde ihnen den Weg weisen. Sie *wusste*, dass eine fähige Frau sich unter den richtigen Bedingungen in ein überlegenes Wesen verwandeln konnte.

Krise. Überleben. Weiterentwicklung.

Viele Absolventinnen von Raquellas Schwesternschule hatten ihren Wert bereits unter Beweis gestellt und den Planeten verlassen, um bei adligen Herrschern oder sogar am Hof des Imperators als Beraterinnen zu dienen. Manche besuchten die Mentaten-Schule auf Lampadas oder wurden zu talentierten Suk-Ärztinnen. Sie spürte, wie sich ihr unmerklicher Einfluss über das Imperium ausbreitete. Sechs der Frauen waren inzwischen voll ausgebildete Mentatinnen. Eine von ihnen, Dorotea, diente Salvador Corrino auf Salusa Secundus als vertrauliche Beraterin.

Raquella wünschte sich verzweifelt, dass mehr ihrer Anhängerinnen ein ebenso umfassendes Verständnis der Schwesternschaft und ihrer Zukunft und die gleichen geistigen und körperlichen Kräfte entwickeln würden wie sie selbst.

Doch aus irgendeinem Grund gelang ihren Kandidatinnen dieser Sprung nicht. Und so war eine weitere vielversprechende junge Frau gestorben ...

Während die Frauen die sterblichen Überreste der toten Schwester mit ungewöhnlicher Nüchternheit entsorgten, machte Raquella sich Sorgen um die Zukunft. Trotz ihrer langen Lebensspanne gab sie sich nicht der Illusion persönlicher Unsterblichkeit hin, und falls sie starb, bevor jemand anders lernte, die Verwandlung zu überleben, würden ihre Fähigkeiten vielleicht für immer verloren gehen ...

Das Schicksal der Schwesternschaft und ihrer weitreichenden Arbeit war sehr viel bedeutsamer als Raquellas eigenes Schicksal als Sterbliche. Die Zukunft der Menschheit hing auf

lange Sicht von behutsamen Fortschritten und stetigen Verbesserungen ab. Die Schwesternschaft konnte sich das Warten nicht mehr leisten. Sie musste Nachfolgerinnen heranziehen.

Als die Leiche entsorgt und die Beisetzung beendet war, machten sich die anderen Frauen auf den Weg zurück in die Schule im Fels, um den Unterricht wieder aufzunehmen. Raquella hatte eine neue Kandidatin ausgewählt, eine junge Frau aus einer entehrten Familie, die kaum eine Zukunft hatte und diese Chance verdiente.

Schwester Valya Harkonnen.

Raquella beobachtete, wie Valya sich von den übrigen Schwestern löste und über den Weg am Hang zu ihr ging. Schwester Valya war eine gertenschlanke junge Frau mit ovalem Gesicht und haselnussbraunen Augen. Die Ehrwürdige Mutter begutachtete ihre geschmeidigen Bewegungen, die Art, wie sie den Kopf selbstsicher erhoben hielt, ihre gesamte Haltung – Kleinigkeiten, die jedoch von großer Bedeutung für den Menschen als Ganzes waren. Raquella zweifelte nicht an ihrer Wahl; wenige andere Schwestern widmeten sich ihrer Ausbildung so hingebungsvoll wie Valya.

Schwester Valya war dem Orden am Ende ihres sechzehnten Lebensjahres beigetreten und hatte ihren hinterwäldlerischen Heimatplaneten Lankiveil auf der Suche nach einem besseren Leben verlassen. Ihr Urgroßvater, Abulurd Harkonnen, war nach der Schlacht von Corrin wegen Feigheit dorthin verbannt worden. Während ihrer fünf Jahre auf Rossak hatte Valya sich als hervorragende Schülerin erwiesen und war zu einer von Raquellas treuesten und talentiertesten Schwestern geworden; sie arbeitete eng mit Schwester Karee Marques zusammen, einer der letzten Zauberinnen, und untersuchte neue Drogen und Gifte auf ihre Verwendbarkeit bei den Prüfungen.

Als Valya der alten Frau gegenübertrat, wirkte sie nicht besonders aufgewühlt von der Beerdigung. »Sie wollten mich sehen, Ehrwürdige Mutter?«

»Bitte folge mir.«

Valya war offensichtlich neugierig, doch sie behielt ihre Fragen für sich. Die beiden gingen an den Verwaltungs- und Wohnhöhlen vorbei. Zu ihren Hochzeiten während der vergangenen Jahrhunderte hatte diese Stadt im Fels Tausende von Männern und Frauen beherbergt, Zauberinnen, Medizinhändler, Forscher, die in die Tiefen des Urwalds vordrangen. Doch durch die Seuchen waren so viele gestorben, dass die Stadt heute beinahe leer war und nur die wenigen Angehörigen der Schwesternschaft beherbergte.

Ein ganzer Höhlenabschnitt war für die Behandlung der Fehlgeborenen reserviert gewesen, Kinder, die aufgrund von Giftstoffen in Rossaks Umwelt mit Missbildungen zur Welt gekommen waren. Dank sorgfältigen Studiums der Zuchtprotokolle wurden solche Kinder nur selten geboren, und diejenigen, die überlebten, wurden in den nördlichen Städten versorgt, fernab der Vulkane. Raquella gestattete nicht, dass Männer im Gemeinwesen ihrer Schule lebten, obwohl gelegentlich welche kamen, um Vorräte anzuliefern oder Reparaturen und andere Dienstleistungen durchzuführen.

Raquella führte Valya vorbei an verbarrikierten Eingängen im Hang, die früher einmal in weite Bereiche der bienenstockartigen Höhlenstadt geführt hatten, die nun verlassen und abgeriegelt waren. Es waren unheimliche Orte, an denen es keine Spur von Leben gab. Die Leichen hatte man schon vor Jahren herausgeholt und im Urwald zur Ruhe gebettet. Sie deutete auf den trügerischen Pfad, der steil ansteigend am Hang entlang und bis hoch auf das Plateau führte. »Dorthin sind wir unterwegs.«

Die junge Frau zögerte für einen winzigen Augenblick und folgte der Ehrwürdigen Mutter dann vorbei an einer Barrikade und an Schildern, die den Zugang untersagten. Valya war zugleich aufgeregt und nervös. »Dort oben befinden sich die Zuchtprotokolle.«

»So ist es.«

In den Jahren der schrecklichen, von Omnius verbreiteten Seuchen, denen ganze Planetenbevölkerungen zum Opfer gefallen waren, hatten die Zauberinnen von Rossak – die seit jeher über das menschliche Erbgut Buch führten, um die besten Fortpflanzungspaarungen zu bestimmen – ein weit-aus ehrgeizigeres Projekt ins Leben gerufen. Sie hatten eine Bibliothek aller Menschengeschlechter angelegt, einen umfassenden genetischen Katalog. Jetzt war es Raquella und ihren Schwestern zugefallen, diesen gewaltigen Wissensschatz zu hegen.

Der Weg führte in scharfen Serpentinien empor, zur einen Seite eine massive Felswand, zur anderen ein Steilhang, der bis zum dichten Urwald hinunterreichte. Der Nieselregen hatte aufgehört, aber der Stein unter ihren Füßen war noch immer glitschig.

Die beiden Frauen erreichten einen Aussichtspunkt, an dem sie von Nebelfetzen umwogt wurden. Raquella blickte über den Urwald hinweg zu den schwelenden Vulkanen in der Ferne – kaum etwas hatte sich an dieser Landschaft verändert, seit sie vor Jahrzehnten zum ersten Mal hier gewesen war, als eine Krankenschwester im Gefolge von Dr. Mohandas Suk, der Opfer der Omnius-Seuche behandelt hatte.

»Nur wenige von uns kommen überhaupt noch hier herauf – aber du und ich, wir gehen noch weiter.« Raquella neigte nicht zum Plaudern und hielt ihre Gefühle streng unter Kontrolle, aber dennoch verspürte sie eine gewisse freudige Erregung bei dem Gedanken daran, dass sie gleich jemanden in das größte Geheimnis der Schwesternschaft einweihen würde. Eine neue Verbündete. Nur so konnte die Schwesternschaft überleben.

Vor einem Höhleneingang inmitten klobiger Felsblöcke, kurz vor dem höchsten Punkt des Plateaus und weit über dem fruchtbaren, üppigen Urwald, blieben sie stehen. Vor dem Eingang hielten zwei Zauberinnen Wache. Sie nickten der Ehrwürdigen Mutter zu und ließen sie passieren.

»Die Zusammenstellung der Zuchtprotokolle ist vielleicht das größte Werk der Schwesternschaft«, erklärte Raquella. »Mit einer solch gewaltigen Datenbank über das menschliche Genmaterial können wir die Zukunft unserer Spezies extrapolieren ... und sie vielleicht sogar steuern.«

Valya nickte ernst. »Ich habe von anderen Schwestern gehört, dass es eins der größten Archive ist, die jemals zusammengestellt wurden, aber ich habe nie begriffen, wie wir so viele Informationen verwalten können. Wie verarbeiten wir all das und ziehen Schlüsse daraus?«

Raquelle beschloss, sich vorerst bedeckt zu halten. »Wir sind die Schwesternschaft.«

In den höchsten Höhlen betraten sie zwei große Kammern, in denen Holztische und Schreibpulte standen. Frauen liefen umher, sortierten Blätter aus dauerhaftem Papier, erstellten gewaltige DNS-Karteien und fassten Dokumente zur Archivierung in mikroskopisch kleinen Schriftzeichen zusammen.

»Vier unserer Schwestern haben unter Gilbertus Albans ein Mentatentraining absolviert«, fuhr Raquella fort. »Aber selbst für ihre weit fortgeschrittenen geistigen Fähigkeiten ist es immer noch ein überwältigendes Projekt.«

Valya bemühte sich, ihr ehrfürchtiges Erstaunen im Zaum zu halten. »Was für eine gewaltige Datenmenge ...« Ihre leuchtenden Augen sogen die Informationen fasziniert auf. Sie fühlte sich zutiefst geehrt und stolz, dass man sie in den inneren Kreis der Ehrwürdigen Mutter aufgenommen hatte. »Mir ist bewusst, dass weitere Frauen unseres Ordens auf Lampadas ausgebildet werden, aber für dieses Projekt würde man ein Heer von Mentaten-Schwestern benötigen. Es geht hier um die genetischen Unterlagen von Abermillionen von Menschen auf Tausenden von Planeten.«

Als sie tiefer in die Tunnel vordrangen, die nur wenigen zugänglich waren, trat eine ältere Schwester in der weißen Robe einer Zauberin aus einem Archivraum. Sie begrüßte die Be-

sucherinnen. »Ehrwürdige Mutter, ist dies die neue Rekrutin, die Sie mir bringen wollten?«

Raquella nickte. »Schwester Valya ist eine ausgezeichnete Schülerin und hat ihre Hingabe unter Beweis gestellt, indem sie Karee Marques bei ihrer pharmazeutischen Forschung unterstützt hat.« Sie versetzte der jungen Frau einen leichten Stoß. »Valya, Schwester Sabra Hublein gehört zu denjenigen, die damals während der Seuchenjahre begonnen haben, die Zuchtdatenbank zu erweitern, lange bevor ich nach Rossak kam.«

»Die Zuchtprotokolle müssen erhalten und bewacht werden«, sagte die andere Frau.

»Aber ... ich bin keine Mentatin«, erwiderte Valya.

Sabra führte sie in einen leeren Tunnel und warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass niemand sie beobachtete. »Es gibt auch andere Möglichkeiten, uns zu helfen, Schwester Valya.«

Sie verharrten hinter einer Biegung. Der Gang endete vor einer glatten Steinwand. Raquella warf der jungen Frau einen Blick zu. »Fürchtest du dich vor dem Unbekannten?«

Valya brachte ein Lächeln zustande. »Die Menschen fürchten sich immer vor dem Unbekannten, wenn sie ehrlich sind. Aber ich kann mich meinen Ängsten stellen.«

»Gut. Dann komm mit mir. Wir wollen Bereiche betreten, die bislang kaum erforscht sind.«

Valya schien unbehaglich zumute zu sein. »Soll ich die nächste Freiwillige sein, die eine neue Verwandlungsdroge ausprobiert? Ehrwürdige Mutter, ich glaube nicht, dass ich bereit für ...«

»Nein, hier geht es um etwas ganz anderes, wenn auch nicht weniger Wichtiges. Ich bin alt, Kind. Dadurch bin ich zynischer geworden, aber ich habe auch gelernt, meinen Instinkten zu vertrauen. Ich habe dich und deine Arbeit mit Karee Marques aufmerksam beobachtet – und ich möchte dich in diesen Plan einweihen.«

Valya sah nicht verängstigt aus, und sie behielt ihre Fragen für sich. *Gut*, dachte Raquella.

»Atme tief durch, und beruhige dich, Mädchen. Du wirst nun eins der bestgehüteten Geheimnisse der Schwesternschaft erfahren. Sehr wenige unseres Ordens haben dies jemals gesehen.«

Raquella nahm die junge Frau bei der Hand und zog sie in Richtung des scheinbar massiven Gesteins. Sabra ging neben Valya her, dann durchschritten sie die Wand – ein Hologramm – und betraten einen weiteren Raum.

Sie standen zu dritt in einem kleinen Eingangsbereich. Im hellen Licht blinzelnd, versuchte Valya, ihre Überraschung nicht zu zeigen. Ihre Ausbildung half ihr dabei.

»Hier entlang.« Die Ehrwürdige Mutter führte sie in ein großes, hell erleuchtetes Gewölbe, und Valya riss die Augen auf, als sie begriff, was sie vor sich sah.

Das Gewölbe war voller surrender und klickender Maschinen mit zahlreichen elektrischen Lichtern – eine Aneinanderreihung verbotener *Computer*, die sich auf mehreren Ebenen an den gewölbten Steinwänden entlangzogen. Sie waren durch Wendeltreppen und hölzerne Rampen miteinander verbunden. Einige wenige Zauberinnen in weißen Roben eilten geschäftig umher, und die Luft pulsierte von Maschinengeräuschen.

Valya stammelte: »Sind das ... sind das ...?« Anscheinend bekam sie die Frage nicht heraus, und schließlich rief sie: »Denkmaschinen!«

»Wie du selbst sagtest«, erklärte Raquella. »Kein Mensch, nicht einmal ein ausgebildeter Mentat, kann all die Daten aufnehmen, die die Frauen von Rossak im Laufe der Generationen zusammengetragen haben. Seit Generationen benutzen die Zauberinnen heimlich diese Maschinen, und einige unserer treuesten Frauen werden dazu ausgebildet, sie zu warten und zu bedienen.«

»Aber ... warum?«

»Nur mithilfe von Computern können wir diese enormen Datenmengen bewahren und die notwendigen genetischen Vorausberechnungen über mehrere Generationen hinweg durchführen – und Computer sind strengstens verboten. Du verstehst also, warum wir diese Maschinen geheim halten müssen.«

Raquella musterte Valya aufmerksam. Ihr entging nicht die berechnende Miene ihrer Schülerin, als diese den Blick durch das Gewölbe schweifen ließ. Sie wirkte überwältigt, aber nicht etwa vor Entsetzen, sondern vor Erstaunen.

»Es gibt viel für dich zu lernen«, sagte Sabra. »Seit Jahren studieren wir die Zuchtprotokolle, und wir befürchten, dass die wahren Zauberinnen aussterben werden. Nur wenige von uns sind geblieben, und uns bleibt kaum noch Zeit. Dies ist vielleicht die einzige Möglichkeit, den Dingen auf die Spur zu kommen.«

»Und Alternativen zu finden«, fügte Raquella hinzu. »Wie zum Beispiel die Schaffung neuer Ehrwürdiger Mütter.« Sie achtete darauf, dass man ihrer Stimme weder ihre Verzweiflung noch ihre Hoffnung anmerkte.

Eine der Zauberinnen, die hier arbeiteten, führte ein kurzes Gespräch mit Sabra über ein genetisches Problem. Nach einem kurzen, neugierigen Blick in Valyas Richtung kehrte sie wieder zu ihrer Arbeit zurück. »Schwester Esther-Cano ist unsere jüngste reinblütige Zauberin«, sagte Raquella. »Sie ist gerade erst dreißig. Doch die Nächstjüngere ist ganze zehn Jahre älter als sie. Die telepathische Fähigkeit der Zauberinnen tritt bei den hier geborenen Töchtern nur noch selten auf.«

»Die Zuchtprotokolle der Schule enthalten Informationen über Menschen auf Tausenden von Planeten«, fuhr Sabra fort. »Wir verfügen über gewaltige Datenbanken, und wie du weißt, besteht unser Ziel darin, die Menschheit durch individuelle Verbesserung und Zuchtwahl zu optimieren. Mithilfe der Computer können wir DNS-Wechselwirkungen modellieren

und die genetischen Potenziale einer praktisch unbegrenzten Zahl von Blutlinien-Kombinationen ermitteln.«

Valyas kurzer, reflexhafter Moment des Entsetzens war durch umso nachdrücklicheres Interesse ersetzt worden. Sie blickte sich in dem Gewölbe um und sagte nüchtern: »Sollten die Butler-Anhänger das jemals herausfinden, werden sie die Schule zerstören und uns bis auf die letzte Schwester töten.«

»Ja, das werden sie«, sagte Raquella. »Du begreifst also, welches Vertrauen wir in dich setzen.«

Ich habe mehr als meinen Teil zur Menschheitsgeschichte beigetragen. Über zweihundert Jahre lang habe ich den Lauf der Dinge beeinflusst und die Feinde bekämpft, die mir bestimmt wurden. Schließlich habe ich all dem den Rücken gekehrt und bin fortgegangen. Ich wollte nichts weiter, als sang- und klanglos vergessen zu werden, aber die Geschichte will mich einfach nicht in Ruhe lassen.

Vorian Atreides,
Das Tagebuch-Vermächtnis, aus der Kepler-Zeit

Als er von seiner einsamen Jagd in den Dornstrauchbergen zurückkehrte, sah Vorian unerwartet schmierige Rauchwolken, die sich in den Himmel emporkräuselten. Die dicken Wolken erhoben sich von dem Dorf, in dem seine Familie lebte, und von den umliegenden Äckern.

Er rannte sofort los.

Vorian war seinem Landhaus, seiner Frau, seiner weitläufigen Verwandtschaft und seinen Nachbarn fünf Tage lang ferngeblieben. Er jagte gern die schwerfälligen, flugunfähigen Gornet-Vögel, von denen einer genügte, um eine Familie mehr als eine Woche lang satt zu machen. Gornets lebten oben in den ausgedörrten Bergen, weit weg vom fruchtbaren, besiedelten Tal, und sie suchten häufig Schutz zwischen den mit rasiermesserscharfen Dornen bewehrten Sträuchern.

Doch mehr noch als an der Jagd erfreute Vor sich an der Einsamkeit, an der Gelegenheit, innerlich Ruhe und Frieden zu finden. Selbst wenn er allein in der Wildnis war, konnte er auf die Erinnerungen mehrerer Lebensspannen zurückgreifen, auf Beziehungen, die er geknüpft und wieder verloren hatte, auf Dinge, die er bereute oder die ihn noch immer

glücklich machten ... Freunde, Geliebte und Feinde – manchmal alles in Form einer einzigen Person, zu der sich sein Verhältnis im Laufe der Zeit gewandelt hatte. Seine gegenwärtige Frau Mariella hatte Jahrzehnte glücklich und zufrieden mit ihm verbracht. Sie hatten eine große Familie – Kinder, Enkel und Urenkel.

Obwohl er angesichts seiner Vergangenheit zuerst gezögert hatte, war Vor schließlich bereit gewesen, sich hier auf dem Planeten Kepler niederzulassen und ein ländliches Leben zu führen. Er hatte sich wie ein Mann gefühlt, der wieder in bequeme alte Kleider schlüpft. Vor vielen Jahrzehnten hatte er auf Caladan zwei Söhne gehabt, aber sie waren immer auf Abstand zu ihm geblieben und hatten sich von ihm entfremdet, und er hatte seit der Schlacht von Corrin weder sie noch ihre Nachkommen gesehen.

Vor langer Zeit hatte sein eigener Vater, der berühmte Cymek-General Agamemnon, ihm eine geheime lebensverlängernde Behandlung angedeihen lassen, ohne zu ahnen, dass Vorian sich dafür entscheiden würde, gegen die Denkmaschinen zu kämpfen. Generationen des Blutvergießens hatten ihn körperlich ausgelaugt und machten ihm auch seelisch zu schaffen. Als der Kriegsheld Feykan Butler das neue Imperium ins Leben gerufen hatte, war es Vor bereits gleichgültig gewesen. Er hatte sein Schiff und eine großzügige Belohnung vom neuen Imperator entgegengenommen, der Liga der Edlen den Rücken gekehrt und war ins Unbekannte hinausgeflogen.

Doch nachdem er jahrelang allein umhergestreift war, traf er Mariella, verliebte sich aufs Neue und ließ sich hier nieder. Das Leben auf Kepler war ruhig und befriedigend, und Vor nahm sich die Zeit, ein neues Zuhause für sich zu erschaffen, einen Ort, an dem er wirklich bleiben wollte. Er zog drei Töchter und zwei Söhne groß, die später andere Dorfbewohner von Kepler heirateten und ihm insgesamt elf Enkel und mehr als zwei Dutzend Urenkel schenkten, die inzwischen selbst alt genug waren, um Familien zu gründen. Er

erfreute sich an den einfachen Dingen, an ruhigen Abenden. Seinen Nachnamen hatte er geändert, doch heute, ein halbes Jahrhundert später, kümmerte er sich nicht groß darum, ihn geheim zu halten. Welche Rolle spielte es schon? Schließlich war er kein Verbrecher.

Während die Jahre an Vor kaum äußerliche Spuren hinterließen, alterte Mariella sichtlich. Am liebsten verbrachte sie ihre Zeit mit der Familie, aber sie ließ Vor zum Jagen in die Berge ziehen, wann immer er wollte. Nach zweihundert Jahren wusste er, wie man allein zurechtkam. Er dachte nur selten an das Imperium dort draußen, obwohl es ihn nach wie vor manchmal belustigte, wenn er alte imperiale Münzen mit seinem Abbild darauf sah ...

Doch jetzt, als er von der Jagd zurückkehrte und feststellte, dass Rauch von den Bauernhäusern aufstieg, fühlte sich Vor, als hätte ein Sturm die Tür zu seiner Vergangenheit weit aufgestoßen. Er warf zwanzig Kilo eingewickeltes frisches Gornet-Fleisch ab und rannte nur mit seinem altmodischen Projektilgewehr bewaffnet den Pfad hinab. Vor ihm lag der Flickenteppich aus Ackerland, der nun von den braunen und schwarzen Narben überzogen war, die die durchs Korn eilenden orangefarbenen Flammen hinterließen. Drei große Raumschiffe waren auf den Feldern statt auf der ihnen zuge-dachten Fläche gelandet. Es waren keine Kriegsschiffe, sondern plumpe, zigarrenförmige Transporter für Fracht oder Personal. Hier ging etwas Schreckliches vor.

Eins der großen Schiffe stieg gemächlich in den Himmel auf, und wenige Augenblicke später ließ ein zweites Schiff Staub- und Abgaswolken aufwirbeln, als es ebenso schwerfällig vom Boden abhob. Besatzungsmitglieder versammelten sich eilig um das dritte Schiff, das sich ebenfalls auf den Abflug vorbereitete.

Obwohl Vor noch nie ein solches Schiff hier auf Kepler gesehen hatte, wusste er aus jahrelanger Erfahrung, wie Sklavenjäger aussahen.

Er rannte Hals über Kopf bergab und dachte dabei an Mariella, an seine Kinder, Enkel und all ihre Männer, Frauen und Nachbarn – das hier war sein *Zuhause*. Aus dem Augenwinkel sah er das Bauernhaus, in dem er viele Jahre lang gelebt hatte. Das Dach schwelte, doch der Schaden war längst nicht so schlimm wie bei vielen der anderen Häuser. Die Nebengebäude des Hofes seiner Tochter Bonda standen in Flammen, das kleine Rathaus war ein tosendes Inferno. Zu spät – zu spät! Er kannte all diese Leute, jeder Einzelne war mit ihm durch Bande des Bluts, der Ehe oder der Freundschaft verbunden.

Vor atmete so schwer, dass er keinen Ruf herausbekam. Er wollte den Sklavenhändlern zuschreien, dass sie aufhören sollten, aber er war ganz allein, und sie würden niemals auf ihn hören. Sie hatten keine Ahnung, dass er Vorian Atreides war, und nach so langer Zeit wäre es ihnen vielleicht auch egal gewesen.

Die verbliebene Handvoll Sklavenhändler schleifte ihre leblos wirkende menschliche Fracht an Bord des dritten Schiffs. Selbst aus dieser Entfernung erkannte Vor seinen Sohn Clar mit dem langen Pferdeschwanz und dem lilafarbenen Hemd; offenbar hatte man ihn betäubt, und die Invasoren trugen ihn soeben an Bord. Einer der Sklavenhändler hinkte und ging ganz hinten, während seine vier Begleiter ihre letzten Opfer die Rampe empor und durch die offene Ladeluke trugen.

Als Vor in Reichweite war, ließ er sich auf ein Knie nieder, hob sein Gewehr und zielte. Obwohl ihm das Herz in der Brust hämmerte und er keine Luft bekam, zwang er sich für einen Moment zur Ruhe, konzentrierte sich und schoss auf den vordersten Sklavenhändler. Er wollte es nicht darauf ankommen lassen, seine eigenen Leute zu treffen. Er war davon überzeugt, richtig gezielt zu haben, aber der Sklavenhändler zuckte nur kurz zusammen, blickte sich um und rief etwas. Seine Kameraden rannten los, um nach dem Schützen zu suchen.

Vor zielte sorgfältig und schoss erneut, doch auch der zweite Schuss erzeugte nur Panik, aber keine erkennbaren Verletzungen. Dann wurde ihm klar, dass die beiden Männer persönliche Körperschilde trugen, nahezu unsichtbare Rüstungen, an denen schnelle Geschosse abprallten. Er konzentrierte sich und schwenkte auf den Mann um, der hinter den anderen zurückgeblieben war. Mit zusammengekniffenen Augen drückte er erneut ab – und traf den muskulösen Sklavenjäger in den Rücken. Der Mann fiel aufs Gesicht. Also waren nicht alle mit Schilden ausgestattet.

Kaum war der dritte Schuss verhallt, sprang Vor auf und rannte zum Sklavenschiff. Die Gefährten des Gefallenen hatten ihn stürzen sehen, und nun riefen sie und deuteten hierhin und dorthin. Im Laufen hob Vor das Gewehr und schoss erneut, diesmal schlechter gezielt. Das Projektil prallte in der Nähe der Außenluke vom metallenen Rumpf ab, und die Sklavenhändler schrien. Vor schoss ein weiteres Mal und traf die offene Luke.

Im Laufe seines Lebens hatte Vor unter verschiedensten Umständen Menschen getötet, normalerweise aus gutem Grund. So sehr im Recht wie jetzt hatte er sich allerdings noch nie gefühlt. Tatsächlich tat ihm der Gornet-Vogel, den er am vorangegangenen Abend erlegt hatte, mehr leid als diese Männer.

Im Grunde waren alle Sklavenhändler Feiglinge. Im Schutz ihrer Schilde eilten die übrigen ins Raumschiff, schlossen die Luke und ließen ihren gestürzten Kameraden zurück. Die großen Düsen des Frachters rülpsten eine Abgaswolke aus, und das letzte der Sklavenhändlerschiffe erhob sich mitsamt seiner Gefangenenfracht vom Boden. Obwohl Vor rannte, so schnell er konnte, erreichte er es nicht rechtzeitig. Er hob das Gewehr und gab noch zwei sinnlose Schüsse auf den Bauch des Schiffs ab, während es über qualmende Felder und Häuser hinweg davonflog.

Er roch den Rauch in der Luft, sah die brennenden Gebäude und wusste, dass ihm, wenn überhaupt, nur wenige

seiner Angehörigen geblieben waren. Hatte man sie alle gefangen genommen oder getötet? Auch Mariella? Er wünschte sich nichts sehnlicher, als von Haus zu Haus zu rennen, um *irgendjemanden* zu finden ... aber er musste auch die Gefangen befreien. Er musste herausfinden, wohin die Schiffe unterwegs waren, bevor sie endgültig auf und davon waren.

Vor blieb neben dem Mann stehen, den er angeschossen hatte. Der Sklavenhändler lag mit zuckenden Armen auf dem Boden. Er hatte sich ein gelbes Stück Stoff um den Kopf gebunden, und eine dünne tätowierte Linie zog sich schwarz von seinem linken Ohr bis zu seinem Mundwinkel. Ein Stöhnen und ein dünnes Rinnsal Blut kamen über seine Lippen.

Er lebte noch. Gut. Mit einer solchen Wunde würde er es allerdings nicht mehr lange machen.

»Du erzählst mir jetzt, wo man die Gefangenen hinbringt«, sagte Vor.

Der Mann stöhnte erneut und gurgelte etwas, das nach einem Fluch klang. Für Vor war das keine akzeptable Antwort. Er blickte auf und sah, dass sich das Feuer über die Hausdächer ausbreitete. »Dir bleibt nicht viel Zeit zum Antworten.«

Da der Mann nicht mit ihm kooperieren wollte, wusste Vor, was er zu tun hatte, obwohl er nicht stolz darauf war. Doch der Sklavenhändler stand auf der Liste der Geschöpfe, für die er Mitleid empfand, sehr weit unten. Er zog sein langes Kürschnermesser. »Du *wirst* es mir sagen.«

Nachdem er seine Informationen hatte und der Mann tot war, rannte Vor an den Nebengebäuden vorbei hinter sein großes Haus und rief nach möglichen Überlebenden. Seine Hände und Arme waren mit Blut beschmiert – teilweise stammte es von dem Gornet-Vogel, den er geschlachtet hatte, und teilweise von dem Sklavenhändler, den er befragt hatte.

Draußen stieß er auf zwei alte Männer, Mariellas Brüder, die ihm jedes Jahr beim Einbringen der Ernte halfen. Beide

waren benommen und kamen langsam wieder zu Bewusstsein. Vor vermutete, dass die Schiffe der Sklavenhändler über die Siedlung geflogen waren und die Häuser und Felder mit Betäubungsstrahlen bestrichen hatten, um anschließend einfach jeden mitzunehmen, der jung und kräftig aussah. Mariellas Brüder waren anscheinend durchs Raster gefallen.

Die gesünderen Kandidaten – seine Söhne und Töchter, Enkel und Nachbarn – waren aus ihren Häusern geholt und in die Schiffe verschleppt worden. Viele der Häuser standen in Flammen.

Doch zunächst musste er seine Frau finden. Vor stürmte ins Haupthaus und brüllte: »Mariella!« Zu seiner unbändigen Erleichterung hörte er sie von oben antworten. Sie befand sich im Gästezimmer im ersten Stock, wo sie sich aus einem hohen Giebelfenster lehnte und versuchte, mit einem Feuerlöscher die Flammen auf dem Dach zu bekämpfen. Vorian wurde schwindelig vor Glück, als er ins Zimmer rannte und ihr altes, aber noch immer wunderschönes Gesicht sah – die Züge von tiefen Falten und Sorgen gezeichnet, das Haar wie gesponnenes Silber. Er war so froh, sie wohlbehalten und lebendig vorzufinden, dass er beinahe geweint hätte, aber das Feuer forderte seine Aufmerksamkeit. Er nahm ihr den Feuerlöscher ab und besprühte die Flammen vor dem Fenster. Das Feuer hatte sich an der Dachkante entlang ausgebreitet, aber noch brannte nicht das ganze Haus.

»Ich hatte Angst, dass sie auch dich mitgenommen haben«, sagte Mariella. »Du siehst so jung wie unsere Enkel aus.«

Unter der Löschflüssigkeit erstarben die Flammen flackernd. Er stellte den Feuerlöscher ab, zog seine Frau an sich und drückte sie so fest an sich wie seit einem halben Jahrhundert nicht mehr. »Und ich habe mir Sorgen um dich gemacht.«

»Ich bin viel zu alt, als dass sie sich für mich interessieren würden«, erwiderte Mariella. »Darauf hättest du von selbst kommen können, wenn du kurz nachgedacht hättest.«

»Wenn ich nachgedacht hätte, wäre ich nicht hier gewesen, bevor die Schiffe weg waren. So ist es mir gelungen, einen der Sklavenhändler zu töten.«

»Sie haben fast jeden mitgenommen, der körperliche Arbeit verrichten kann. Ein paar haben sich vielleicht versteckt, und einige hat man einfach getötet, aber wie sollen wir ...?« Sie schüttelte den Kopf und blickte auf ihre Hände. »Es ist unmöglich. Sie sind alle fort.«

»Ich hole sie zurück.«

Mariellas Antwort bestand in einem traurigen Lächeln, aber er küsste die vertrauten Lippen, die schon so lange Teil seines Lebens, seiner Familie, seines Zuhauses waren. Sie ähnelte seiner vorherigen Frau, Leronica Tergiet, auf einer anderen Welt, einer Frau, mit der er ebenfalls zusammengeblieben war, die ihm Kinder geboren hatte und alt geworden und gestorben war, während er sich kein bisschen verändert hatte.

»Ich weiß, wohin sie fliegen«, sagte Vor. »Die Schiffe bringen sie zu den Sklavenmärkten auf Poritrin. Der Sklavenhändler hat es mir erzählt.«

Zusammen mit Mariellas Brüdern suchte er die anderen Häuser nach versprengten Überlebenden ab. Sie fanden eine ganze Reihe, mit deren Hilfe sie die sich ausbreitende Feuersbrunst unter Kontrolle brachten, den Verletzten halfen und feststellten, wer fehlte. Man hatte nur sechzig der mehreren Hundert Bewohner des Tals zurückgelassen, und die meisten von ihnen waren entweder alt oder hatten andere Gebrechen. Zehn hatten sich gewehrt und waren getötet worden. Vor warnte die anderen besiedelten Täler auf Kepler, damit sie sich vor Sklavenhändlern in Acht nahmen.

In jener Nacht holte Mariella Fotos von ihren Kindern, deren Familien und den Enkeln hervor und breitete sie auf dem Tisch und auf den Regalen aus. So viele Gesichter, so viele Menschen, die gerettet werden mussten.

Sie fand ihn auf dem nach Rauch riechenden Dachboden ihres Zuhauses, wo er eine Vorratskiste entdeckt hatte. Vor öffnete sie und holte eine gebügelte und zusammengefaltete alte Uniform hervor. Sie war in Scharlachrot und Grün gehalten, den vertrauten Farben der Armee der Menschheit, der ehemaligen Armee des Djihads.

Er hatte die Kiste vor vielen, vielen Jahren verschlossen und verstaubt.

»Ich fliege nach Poritrin und hole unsere Leute zurück.« Er hielt das Uniformhemd hoch, strich mit den Fingern über die glatten Ärmel und dachte daran, wie oft diese Uniform schon geflickt worden war, wie viele Blutflecken herausgewaschen worden waren. Er hatte gehofft, nie wieder in die Schlacht ziehen zu müssen. Aber diesmal war es anders.

»Und wenn ich sie gerettet habe, muss ich dafür sorgen, dass so etwas nie wieder geschieht. Ich werde einen Weg finden, diesen Planeten zu schützen. Das sind die Corrinos mir schuldig.«

Es ist leicht zurückzuschauen und anderen die Schuld zu geben, aber viel schwerer, in die Zukunft zu blicken und die Verantwortung für die eigenen Entscheidungen und für das, was einem selbst bevorsteht, zu übernehmen.

Griffin Harkonnen, letzte Depesche von Arrakis

Es war ein harter Winter auf Lankiveil, und die Harkonnens mussten zusehen, wie sie über die Runden kamen. Seit Generationen – seit man Abulurd Harkonnen zur Strafe für seine Taten in der Schlacht von Corrin hierher ins Exil geschickt hatte – fristete die einst mächtige Familie auf dieser Welt ihr Dasein, während ihre einstige Glanzzeit auf Salusa Secundus dem Vergessen anheimfiel.

Und tatsächlich hatten die meisten von ihnen jene Tage vergessen.

Unablässig fiel der Schneeregen und gefror des Nachts zu einer eisigen Schicht. In den Holzhäusern an den Fjordufern mussten die Einheimischen das Eis von ihren Türen abtauen und sie auftreten, nur um sich den kalten Sturmwinden zu stellen. Manchmal blickten sie auf die unruhige See und zum bewölkten Himmel empor und schlossen die Tür wieder, weil es einfach zu gefährlich war, sich aufs Meer hinauszuwagen. Die Pelzwalfänger saßen seit einem Monat im Hafen fest, sodass sie das einzige Handelsgut des Planeten, das im Rest des Imperiums geschätzt wurde, nicht einbringen konnten.

Selbst die kleinen Fischerboote schafften es nur selten in tiefere Gewässer hinaus und brachten meist spärlichen Fang mit nach Hause. Oft mussten die Menschen auf den eingesal-

zenen Fisch des Vorjahres und getrocknetes Walfleisch zurückgreifen. Im Vergleich mit dem Glanz und den Reichtümern alter Tage waren die Aussichten der Harkonnens düster.

Griffin Harkonnen – der älteste Sohn des von der Landsraad-Liga als Herrscher über Lankiveil eingesetzten Vergyl – verabscheute diesen Planeten, genau wie seine jüngere Schwester Valya. Die beiden hatten eine Abmachung, einen Plan, mit dessen Hilfe sie die Familie aus dem jämmerlichen Dasein befreien wollten, das man ihnen wegen der Fehler ihres Urgroßvaters Abulurd und seines Verrats an Vorian Atreides aufgebürdet hatte. Ihre Eltern und der Rest der Familie teilten ihren Ehrgeiz nicht, aber weil sie ihre Entschlossenheit zu schätzen wussten, gestatten sie es Griffin und Valya, trotz ihrer Jugend ihr Bestes zu versuchen.

Während Valya weit weg bei der Schwesternschaft Fortschritte erringen wollte (sowie Macht und Einfluss für das Haus Harkonnen), blieb Griffin zurück und arbeitete daran, die wirtschaftlichen Mittel der Familie aufzubessern, weiter zu investieren und aus der Isolation herauszutreten. Jeden Tag verbrachte er viele Stunden mit seinen Studien, um tieferen Einblick in die Familiengeschäfte zu gewinnen und den Lebensstandard der Menschen auf diesem Hinterwälderplaneten zu erhöhen. Es war nicht gerade eine gemütliche Welt, aber davon wollte er sich nicht entmutigen lassen. Er war ebenso fest entschlossen wie seine Schwester, ihren früheren Einfluss zurückzuerlangen und den Stern des Hauses Harkonnen im Imperium steigen zu sehen. Mit seinem Teil ihrer Abmachung hatte er sich ein ehrgeiziges Projekt vorgenommen, das unter anderem die Verwaltung des Familienvermögens und dessen sinnvolle Investition erforderte, neben der Entwicklung wirtschaftlicher Konzepte, die weit über das bescheidene Ziel hinausgingen, unter schwierigen Witterungsbedingungen zu überleben.

Der dreiundzwanzigjährige Griffin war schlank und sehnig, hatte ein ausgewogenes Gemüt und dachte pragmatisch. Seine

Schwester war sprunghafter als er und hatte das Leben auf Lankiveil nicht länger ausgehalten. Der gelassenerer Griffin dagegen war wie ein Kapitän, der sein Schiff durch ein Eismeer steuerte und dabei nach freundlicheren Gewässern und nach Sonnenschein irgendwo jenseits der Wolken Ausschau hielt.

Trotz seiner jungen Jahre verfügte Griffin bereits über gute Kenntnisse in Geschichte, Mathematik, Handelslehre und Politik, und er war fest entschlossen, eines Tages ein qualifiziertes und fähiges Oberhaupt dieses Planeten zu sein ... um so den Weg für den Wiederaufstieg künftiger Harkonnen-Generationen im Imperium zu bahnen.

Griffin wusste schon jetzt besser über die Feinheiten des Walpelzhandels Bescheid als sein Vater, über Profit- und Verlustraten und imperiale Bestimmungen. Trotz seines ererbten Titels interessierte sich Vergyl Harkonnen schlicht nicht für derlei Dinge und überließ einen Großteil der schweren Arbeit seinem Sohn. Vergyl genügte es, über die Macht eines Stadtbürgermeisters zu verfügen statt über die eines Landsraad-Führers. Er war jedoch ein guter Vater und widmete seinen jüngeren Kindern Danvis und Tula viel Aufmerksamkeit.

Griffin und seine Schwester Valya hatten größere Träume für ihre Familie, auch wenn sie damit allein dastehen mochten. Einmal, bei einem besonders heftigen Übungskampf mit ihrem Bruder auf einem schwankenden Holzfloß draußen im kalten Hafenbecken, hatte Valya die Meinung geäußert, dass sie die einzigen beiden echten Harkonnens auf dem Planeten wären.

Valya war ein Jahr jünger als er, und ihre Mutter setzte begrenzte (»realistische«, wie die Frau es ausdrückte) Erwartungen in sie. Sie ging davon aus, dass Valya einen Mann aus der Gegend heiraten würde, der vielleicht ein oder zwei Walfänger besaß, und anschließend Kinder bekommen und ein ganz normales Leben führen würde. Doch nach einem

Gespräch mit einer Missionarin, die vor fünf Jahren Lankiveil besucht hatte, ergriff Valya die Gelegenheit, den Planeten zu verlassen und machte sich auf den Weg nach Rossak, um sich von der dortigen Schwesternschaft ausbilden zu lassen. Vor ihrer Abreise hatte sie allerdings noch mehrere lange Gespräche mit Griffin geführt und sich mit ihm darüber verständigt, wie sie beide das Schicksal ihrer Familie zum Guten wenden könnten.

Nun näherte sich ihm Griffins Vater von hinten, während er Texte in undurchsichtiger Bürokratensprache entzifferte, die größtenteils hoffnungslos trocken waren. Der junge Mann arbeitete mit diesen Dokumenten wie ein sorgfältiger Chirurg, zerlegte die einzelnen Abschnitte, bis er die verschlungenen Feinheiten der Regierungskunst begriff.

Vergyl schien über die Hingabe seines Sohnes amüsiert zu sein. »Ich habe in deinem Alter Geschichte studiert, und mein Großvater Abulurd hat mir aus seinem Leben erzählt. Aber ich habe es nicht ertragen, wie die offizielle Geschichtsschreibung der Corrinos über unsere Familie berichtet. Also beschloss ich, stattdessen in die Zukunft zu blicken. Diese Vergangenheit lässt man am besten ruhen.«

Griffin deutete auf die Unterlagen. »Über jene Zeit habe ich genug gelesen, Vater, aber derzeit nehme ich eine umfassendere Analyse vor. Die imperiale Politik ist für unsere Zukunft von Bedeutung.« Er strich sich übers Kinn. Sein Schnurr- und Kinnbart hatten die gleiche blassbraune Farbe wie sein Haupthaar. Er fand, dass sein Bart ihm ein distinguirtes Aussehen verlieh. Er ließ ihn wie einen Mann wirken, den man ernst nehmen sollte. »Ich studiere die Struktur des Landsraads und lese seine Charta. Ich möchte die Prüfung ablegen und mich als offizieller Vertreter Lankiveils im Forum des Landsraads bestätigen lassen.«

Vergyl lachte leise. »Aber wir haben bereits einen Vertreter. Du musst doch nicht für irgendwelche Sitzungen bis nach Salusa Secundus reisen.«

Griffin unterdrückte ein Aufwallen von Verärgerung und verniff sich eine bissige Erwiderung. »Ich habe mich mit dem Handelsabkommen befasst, das unser sogenannter Stellvertreter arrangiert hat. Es umfasst zweiundneunzig Planeten, darunter Lankiviel – und glaube mir, es ist nicht zu unseren Gunsten. Es wird Lankiviel und vierundachtzig andere Planeten zusätzliche Steuergelder kosten, während acht Planeten, denen es ohnehin schon gutgeht, echte Vergünstigungen erhalten. Für mich sieht es danach aus, als hätte man unseren Vertreter bestochen.«

»Das kannst du nicht mit Sicherheit wissen. Ich kenne Nelson Treblehorn persönlich, und er scheint mir ein netter Kerl zu sein.«

»Ja, er ist sehr freundlich. Aber er fördert nicht unsere Interessen. Vater, wenn wir unserer Familie wieder Achtung verschaffen wollen, müssen wir als ersten Schritt einen direkten Repräsentanten in den Landsraad entsenden. Ich beabsichtige, nach Salusa Secundus zu reisen, wo ich den Landsraad-Saal sehen und meinem geliebten Vetter, dem *Imperator*, in die Augen blicken kann.«

Vor mehreren Generationen hatten die Harkonnens und die Butlers/Corrinos ein und derselben Familie angehört, doch nun betrachteten die Herrscher des Imperiums den Namen Harkonnen als eine Schmach und nahmen ihn nicht mehr in den Mund. Griffin wusste, wie sehr sich seine Schwester danach sehnte, den Schandfleck zu tilgen, den Vorian Atreides auf ihrem Ruf hinterlassen hatte. Auch Griffin spürte die Last der Ungerechtigkeiten, die man seiner Familie zugefügt hatte, und sie beide spielten ihre Rolle bei der geplanten Wiederherstellung ihres guten Rufs. Zusätzlich zu seinen geschäftlichen Zielen arbeitete Griffin daran, politische Bündnisse zu schmieden, und eines Tages würde er nach Salusa Secundus reisen, um Lankiveils rechtmäßigen Platz im Landsraad-Saal einzunehmen. Er würde sich eine bedeutende Rolle für seine Familie *verdienen*.

Jetzt, wo alle Welten der Liga und die ehemaligen unverbündeten Planeten im gleichen Netz zusammengezurrt waren, umfasste das gesamte Imperium mehr als dreizehntausend Welten. Hätte jeder Planet seinen eigenen Repräsentanten gehabt, der sich zu jeder bürokratischen Maßnahme äußerte, ehe man abstimmen konnte, dann wäre man im Forum nie zu etwas gekommen. Deshalb sammelten Stellvertreter, die von Imperator Salvador ernannt wurden, Dutzende lose miteinander verbundene Welten unter einem Dach und stimmten im Namen ihrer jeweiligen Bevölkerungen ab. Das galt gemeinhin als bequem (und es verschaffte einem imperiale Subventionen und andere Vorzüge), aber es war nicht verpflichtend, und Ausnahmen waren gestattet, die einen aber die entsprechenden Zuschüsse kosteten. In Griffins Augen waren die imperialen Vergünstigungen, die Lankiveil im Austausch dafür erhielt, dass es sich durch einen Sachwalter vertreten ließ, jedoch zu vernachlässigen.

Griffin beabsichtigte, auf Salusa Secundus im Namen seines Planeten und seiner Familie zu sprechen. Persönlich. Die Aussichten für das Haus Harkonnen hellten sich auf, jetzt, wo Valya an der renommierten Schule auf Rossak zu einer der vielfältig begabten Schwestern ausgebildet wurde und Griffin bald als offizieller Vertreter im Landsraad auftreten würde, während er gleichzeitig die Familiengeschäfte verwaltete und ausweitete.

»Tja, dann wird das sicher die richtige Entscheidung sein.« Vergyl schien die großen Pläne seines Sohnes belustigend zu finden. Obwohl Griffin einen Großteil der Geschäfte übernommen hatte, betrachtete sein Vater ihn nach wie vor als naiven jungen Mann.

Für ein von Griffin und Valya gemeinsam ausgehecktes ehrgeiziges neues Handelsunterfangen hatte er ihren Onkel Weller darum gebeten, als Vertreter der Familie von einem Planeten zum nächsten zu reisen und Verträge für den Walpelzhandel abzuschließen. Obwohl Weller ein hervorragender

Verkäufer und allgemein beliebt war, dachte er nicht besonders wirtschaftlich, doch sein Bruder Vergyl war bezüglich wichtiger Fragen, die die ganze Familie betrafen, noch weniger auf dem Laufenden. Onkel Weller verstand zumindest etwas von Handel und Zielvorgaben und wollte etwas leisten, und er war dazu bereit, Zeit zu opfern und sich mit all seinen Fähigkeiten einzubringen; Vergyl hingegen hatte mehr oder weniger aufgegeben. Wenn Griffins Vater in jüngeren Jahren jemals einen gewissen Ehrgeiz besessen hatte (und dessen war sich Griffin durchaus nicht sicher), dann war er ihm inzwischen abhandengekommen.

Im Vorjahr hatte Griffin bei den Investitionen und Planungen für ihre Marktexpansion Hunderte von zusätzlichen Schiffen aufs Meer hinausgeschickt, um die größte Pelzwalernte einzufahren, die der Planet je gesehen hatte. Anschließend hatte er ein Frachtabkommen mit der drittklassigen Raumfluggesellschaft Celestial Transport geschlossen, die Onkel Weller und seine Waren durchs Imperium befördern sollte.

Die beherrschende Transportgesellschaft in der Liga war die VenHold-Raumflotte. Ihre Sicherheitsstandards waren einwandfrei, da ihre Schiffe von den geheimnisvollen – manche behaupteten sogar, nichtmenschlichen – Navigatoren gesteuert wurden, die Gefahren und Unfälle vorhersehen konnten, ehe sie sich ereigneten. Aber VenHold verlangte enorm hohe Transportgebühren, und das Haus Harkonnen hatte ohnehin schon einen Großteil seiner Familieneinkünfte in diesen Expansionsversuch gesteckt. Die zusätzlichen Kosten ließen sich nicht rechtfertigen. Celestial Transport war zwar langsamer und setzte keine Navigatoren ein, doch die Gesellschaft hatte ihnen ein sehr gutes Angebot gemacht. Nachdem man alle Einzelheiten geklärt hatte, war Griffins Onkel mit einer riesigen Ladung seidiger Walpelze abgereist, in der Hoffnung, Nachfrage erzeugen und gewinnträchtige Lieferverträge mit anderen Planeten abschließen zu können.

Derweil vertiefte Griffin sich in seine Studien, um seine Prüfung abzulegen und Lankiveils offizieller Vertreter auf Salusa Secundus zu werden. Er blickte kurz zu seinem Vater auf. »Ich muss weiterlernen – mit dem nächsten ablegenden Schiff muss ich meine Prüfungsunterlagen abschicken.«

Vergyl Harkonnen antwortete mit einem beiläufigen Kompliment, das ihn ermutigen sollte. »Das kriegst du schon hin, mein Junge.« Dann überließ er Griffin seinen Studien.

Ich bin ein großzügiger Mann, wenn man sich meine Großmut verdient hat. Aber in meinen Augen gibt es einen Unterschied zwischen Großzügigkeit gegenüber denen, die ihrer würdig sind, und Wohltätigkeit gegenüber jenen, die nur von meinem Reichtum profitieren wollen.

Direktor Josef Venport,
Standardantwort auf Spendengesuche

Josef Venport kniff die blauen Augen zusammen und musterte die Aufseher, die im klimatisierten Konferenzzimmer in VenHolds Hauptquartier auf dem Planeten Arrakis saßen und nervös darauf warteten, ihre Berichte abzugeben. »Lassen Sie sich eines gesagt sein: Ich werde alles Notwendige tun, um meinen Besitz zu verteidigen.«

Der Direktor ging auf und ab, um seine überschüssige Energie zu verausgaben, und versuchte dabei, seine Wut im Zaum zu halten. Sein dichtes, zimtfarbenedes Haar trug er aus der Stirn gekämmt, und über den schmalen, kaum jemals lächelnden Lippen spross ein buschiger Schnurrbart. Seine dichten Brauen zogen sich zusammen, während er seine Verwalter musterte. »Meine Urgroßmutter Norma Cenva hat den Großteil ihrer Raumflotte geopfert, ganz zu schweigen von zahllosen Menschenleben, um die Denkmaschinen zu besiegen. Die Wahrung meiner Geschäftsinteressen erscheint dagegen vielleicht nicht ganz so dramatisch, aber ich will Ihnen raten, meine Entschlossenheit nicht auf die Probe zu stellen.«

»Wir haben nie an Ihrer Entschlossenheit gezweifelt, Sir«, sagte Lilik Arvo, der die Gewürzernte auf Arrakis beaufsichtigte. Seine Stimme bebte. Arvos Haut war gebräunt und ledrig wie die einer alten Rosine. Die anderen beiden Männer, Ab-

teilungsleiter von Produktionsteams, die tief im Innern der Wüste arbeiteten, zuckten zusammen, als fürchteten sie Josefs Zorn. Nur eine verstaubte Frau am hinteren Ende des Tisches zeigte keine Angst. Mit finsterner Miene beobachtete sie das Geschehen.

»Eigentlich wollte ich überhaupt nicht herkommen«, fuhr Josef fort. »Es ist mir lieber, wenn der Betrieb hier eigenständig läuft, aber wenn eine andere Firma mein Gewürz stiehlt – *mein Gewürz!* –, dann muss ich dem einen Riegel vorschieben. Unverzüglich. Ich will wissen, wer hinter den fremden Ernteoperationen steckt, wer sie finanziert und wo das verdammte Gewürz hinfließt.«

Alle, die sich innerhalb von VenHold zu einer Autoritätsposition hochgearbeitet hatten, wussten, dass Josef einen nicht so einfach davonkommen ließ, wenn man ihn enttäuschte. Wenn seine Aufseher und Verwalter nicht zur Zielscheibe seines Zorns werden wollten, mussten sie einen anderen Sündenbock finden.

»Geben Sie uns Ihre Anweisungen, Sir, dann kümmern wir uns darum«, sagte die Frau im Konferenzzimmer, die unter ihren staubigen Lumpen einen gut sitzenden und in Schuss gehaltenen Wiederaufbereitungsanzug trug. »Was immer Sie für nötig befinden.« Unter den hier Anwesenden war sie die Einzige, die er für kompetent hielt. Und sie war die Einzige, die sich nur ungern in der kühlen, künstlich befeuchteten Luft aufhielt.

Die Risse und Falten in der Haut um ihre Augen ließen sie alt erscheinen, aber da einerseits die Wüste die Menschen ausdörrte und andererseits die Melange eine lebensverlängernde Wirkung ausübte, ließ sich auf Arrakis nur schwer einschätzen, wie alt jemand wirklich war. Ihre Augen waren von dem seltsamen Blau-in-Blau, das regelmäßigen Gewürzgenuss verriet, vielleicht sogar Abhängigkeit von der Droge.

Josef musterte sie zufrieden. »Sie kennen die Lage, Ishanti. Wozu würden Sie mir raten?« Er warf seinen Vorarbeitern,

die ihm lieber mit Ausflüchten als mit Vorschlägen kamen, einen vernichtenden Blick zu.

Sie zuckte mit den Schultern. »Es dürfte nicht allzu schwer sein, einen oder zwei Namen in Erfahrung zu bringen.«

»Aber wie?«, sagte Arvo. »Erst einmal müssen wir die Diebe aufspüren. Ihre Maschinen sind nicht markiert, und die Wüste ist riesig.«

»Man muss einfach nur wissen, wo man zu suchen hat.« Ishanti lächelte, ohne die Zähne zu zeigen. Ihr volles braunes Haar war mit einem bunten Kopftuch zusammengebunden. Dazu trug sie typisch buddhislamische Ohrringe, was nicht weiter überraschte, da die meisten Angehörigen der Stämme, die tief im Schutz der Wüste lebten, aus der Sklaverei entflozene Zensunni waren.

Obwohl sie keine offizielle Position bei Venport Holdings oder seinem kommerziellen Arm, dem Merkantilen Kombinat, bekleidete, entlohnte Josef sie reichlich für ihre guten Dienste. Ishanti stammte aus der tiefen Wüste und bewegte sich mühelos zwischen den Stammeshöhlen und Siedlungen um den Raumhafen. Sie behielt Venports Gewürzerte-Operationen im Auge, trieb in Arrakis-Stadt Handel und verschwand anschließend wieder wie ein Staubteufel in der Wüste. Josef hatte nie versucht, ihr zu folgen, und er hatte auch den anderen strikte Anweisung gegeben, sich nicht in Ishantis Privatangelegenheiten einzumischen.

Josef wandte sich an die Zuhörer. »Ich will, dass Sie alle die Neuigkeiten verbreiten. Wenn nötig, verteilen Sie Bestechungsgelder und senden Sie Späher aus, um die Wüste abzusuchen. Das Merkantile Kombinat bietet eine stattliche Belohnung für jedes Ernteteam, das inoffizielle Operationen aufdeckt. Ich verlasse diesen Planeten erst wieder, wenn ich Antworten habe.« Er zog die Brauen zusammen. »Und ich habe nicht vor, lange zu bleiben.«

Ishanti lächelte ihn erneut an, und Josef fragte sich, was für Schönheitsnormen die Zensunni hier draußen gewohnt

waren. Versuchte sie, mit ihm zu flirten? Er fand die abgehärtete Wüstenfrau ganz und gar nicht attraktiv, aber er respektierte ihre Fähigkeiten. Außerdem wartete auf Kolhar seine Frau auf ihn, die intelligente, von der Schwesternschaft ausgebildete Cioba – die einzige Person, der er es zutraute, während seiner Abwesenheit die Geschäfte des VenHold-Firmenkonglomerats zu beaufsichtigen.

»Wir sorgen dafür, dass Ihr Aufenthalt so kurz wie möglich sein wird, Sir«, sagte Arvo. »Ich mache mich sofort an die Arbeit.« Josef gab allerdings mehr auf Ishanti als auf ihn.

Er hielt der versammelten Mannschaft eine Standpauke. »Mein Vorfahr Aurelius Venport hat das Potenzial der Gewürzernte erkannt und viel riskiert und investiert, um daraus ein gewinnträchtiges Geschäft zu machen.« Er beugte sich vor. »Über Generationen hinweg hat meine Familie auf diesem Planeten Blut und Geld investiert, und ich lasse nicht zu, dass irgendein Emporkömmling uns Konkurrenz macht und auf dem von Venport gelegten Fundament sein Tänzchen aufführt. Wir müssen uns um diese Diebe kümmern.« Er trank kaltes Wasser aus seinem hohen Glas, und die anderen taten es ihm dankbar nach. Er hätte das Glas lieber auf seinen Sieg erhoben, aber das wäre vorschnell gewesen.

Josef schottete sich in seinen privaten Gemächern in Arrakis-Stadt ab, verzehrte das Essen, das man ihm brachte, ohne es bewusst zu schmecken, und brütete über seinen Geschäftsberichten. Cioba hatte die wichtigsten Punkte bezüglich der zahlreichen Investitionen der Firma bereits zusammengefasst und eine persönliche Bemerkung über die Fortschritte ihrer beiden jungen Töchter Sabine und Candys, die auf Rossak unterrichtet wurden, beigelegt.

In den letzten paar Generationen hatte VenHold einen solch unglaublichen Reichtum angehäuft, dass Josef den gesamten Warentransport hatte abspalten und in eine eigene

Körperschaft umwandeln müssen, das Merkantile Kombinat, das mit Melange von Arrakis und auch mit anderen hochwertigen Gütern handelte. Außerdem hatte er zahlreiche große Finanzinstitute auf wichtigen Planeten eingerichtet, wo er VenHolds Gewinne investieren und verstecken konnte. Niemand – und schon gar nicht diese irren technikfeindlichen Fanatiker – sollte ahnen, über wie viel Macht und Einfluss er tatsächlich verfügte.

Aber unter den zahlreichen Bedrohungen und Herausforderungen, denen er sich gegenüber sah, standen diese kurz-sichtigen Butler-Barbaren immer wieder an erster Stelle. Mit schöner Regelmäßigkeit zerstörten sie absolut brauchbare, herrenlose Roboterschiffe, die man ansonsten in die VenHold-Raumflotte hätte eingliedern können.

Wenn er wieder auf Kolhar war, würde es viel zu tun geben. Außerdem erwartete man ihn in Kürze zu einer wichtigen Landsraad-Sitzung auf Salusa Secundus. Trotzdem konnte er Arrakis nicht verlassen, solange er nicht ein gewisses Problem gelöst hatte ...

Ishanti hatte draußen im Niemandsland der Wüste tatsächlich die illegale Ernteoperation eines Konkurrenten ausfindig gemacht. (Josef verstand einfach nicht, warum seine sehr viel besser ausgerüsteten Spähschiffe nichts bemerkt hatten.) Als Lilik Arvo schließlich einen Einsatztrupp an den Ort des Geschehens entsandt hatte, waren die Diebe bereits auf und davon gewesen. Dennoch gelang es Arvo, ein kleines Frachtschiff abzufangen, bevor es den Planeten verlassen konnte. Selbstverständlich hatte Josef die Ladung beschlagnahmt.

Das Raumschiff, das keine Kennung aufwies, wurde von den VenHold-Technikern in seine Einzelteile zerlegt. Die Seriennummern der Bauteile ließen sie zu dem Schluss gelangen, dass es Celestial Transport gehörte. Josef war alles andere als glücklich darüber. Wieder einmal mischte sich Arjen Gates in Dinge ein, die ihn nichts angingen.

Celestial war Josefs einzige ernsthafte Konkurrenz im Raumtransportgeschäft, und er stand ihr nicht gerade wohlwollend gegenüber. Aus Geheiminformationen (die ihn eine Menge Geld gekostet hatten) wusste er, dass sie bis zu einem Prozent ihrer Schiffe verloren – eine absurd hohe Fehlerquote. Haftung ausgeschlossen. Die Celestial-Passagiere, die für einen geringen Preis ein unzuverlässiges Transportmittel in Kauf nahmen, bekamen, was sie verdienten ...

Arvo und Ishanti betraten seine Privatgemächer. Zwischen sich führten sie einen gefesselten und geknebelten Mann, der einen Fliegeranzug ohne Abzeichen trug. Arvo wirkte selbstzufrieden, als würde er sich den Erfolg zugutehalten. »An Bord des Schwarzmarktschiffs befand sich nur dieser Mann. Wir gehen der Sache auf den Grund, Sir, aber bisher weigert er sich zu reden.«

Josef hob die dichten Brauen. »Dann benötigt er Ermutigung.« Er wandte sich dem Gefangenen zu, der heftig schwitzte. *Er verschwendet Wasser*, so hätten die Wüstenleute es gesehen. »Wer hat das Kommando über eure Operationen hier auf Arrakis? Mit ihm würde ich gern sprechen.«

Als Ishanti dem Gefangenen den Knebel aus dem Mund nahm, verzog der Mann angewidert die Lippen. »Das hier ist ein freier Planet. Sie haben kein größeres Anrecht auf die Melange als alle anderen. Während der Seuchenzeit haben auf Arrakis Hunderte von Erntetrupps Gewürz angebaut. Es liegt im Boden, und jeder kann es sich nehmen! Genau wie Sie haben wir eine Investition getätigt. Und wir kommen Ihnen mit unserer Arbeit nicht in die Quere.«

»Es ist *mein* Gewürz.« Josef wurde nicht lauter, aber der Zorn verdunkelte seine Stimme wie ein drohendes Gewitter. Er macht eine wegwerfende Handbewegung. »Ishanti, holen Sie so viele Informationen aus ihm heraus wie möglich. Das liegt im Rahmen Ihrer Fähigkeiten. Sie dürfen für Ihre Dienste sogar sein Wasser behalten.«

Diesmal zeigte Ishanti beim Lächeln die Zähne. Sie lockerte den milchweißen Dolch an ihrer Hüfte. »Danke, Sir.« Sie steckte dem Gefangenen wieder den Knebel in den Mund, um seine Protestschreie zu ersticken, und führte den strampelnden Mann ab.

Es wird mir nie gelingen, einem anderen meine Motive zu erklären, mit Ausnahme von Erasmus. Wir verstehen einander, trotz unserer offensichtlichen Differenzen.

Gilbertus Albans, privater Tagebucheintrag

Um die Mentaten zu größerer Konzentration anzuregen, hatte Direktor Gilbertus Albans seine Schule auf dem am dünnsten besiedelten Kontinent von Lampadas errichtet. Obwohl es sich ohnehin schon um eine ländliche Welt handelte, brauchte er einen Ort, an dem seine Anleiter und Studenten sich ganz auf ihren anspruchsvollen Lehrplan konzentrieren konnten, ohne von Äußerlichkeiten abgelenkt zu werden.

Als er sich diese Welt zum Sitz seiner Mentatenschule erwählt hatte, war er einem Irrtum erlegen, indem er unterschätzt hatte, wie stark die Bewegung der Butler-Anhänger auch nach dem Sieg über Omnibus noch sein würde. Der technikfeindliche Eifer hätte eigentlich schnell abebben sollen, doch stattdessen war Manford Torondo heute so mächtig wie nie zuvor. Gilbertus wandelte auf einem schmalen Grat.

Er stand auf der Bühne des Haupthörsaals, im Zentrum der Aufmerksamkeit. Die Sitze waren rings um ihn herum in steil ansteigenden Rängen angeordnet. Wände und Decke bestanden aus dunklem, fleckigem Holz mit einer künstlichen Patina, die es älter aussehen ließ und dem Raum eine gewichtige Note verlieh. Geschickt angebrachte Verstärker trugen seine ruhige, zurückhaltende Stimme an die Ohren aller seiner aufmerksamen Schüler.

»Sie dürfen sich nicht vom ersten Eindruck täuschen lassen.« Der Direktor deutete auf die zwei Körper auf den

Autopsietischen in der Mitte der Bühne. Bei dem einen handelte es sich um eine blasse, nackte Menschenleiche, die mit dem Gesicht nach oben und geschlossenen Augen dalag. Der andere war ein deaktivierter Kampf-Mek, dessen böseartige Waffenarme und patronenförmiger Schädel genauso ausgerichtet waren wie bei dem Menschen.

»Ein Mensch und eine Denkmaschine. Achten Sie auf ihre Gemeinsamkeiten. Studieren Sie sie. Lernen Sie daraus, und fragen Sie sich dann: Sind sie wirklich so unterschiedlich?«

Gilbertus trug eine Weste und Hosen aus Tweed. Vor seinem schmalen Gesicht hingen zwei runde Brillengläser, weil ihm eine Brille lieber war als die medizinischen Behandlungen, mit denen er seine Sehkraft hätte verbessern können. Sein Haar war dünn, hatte sich jedoch die strohblonde Farbe seiner Jugend bewahrt. Er musste den Schein wahren und achtete sehr darauf, nicht zu zeigen, dass er dank der lebensverlängernden Behandlungen, die ihm der unabhängige Roboter Erasmus hatte zukommen lassen, inzwischen über 180 Jahre alt war. Kein einziger seiner Mentatenschüler ahnte, welche wichtige Rolle der Maschinenmentor in Gilbertus' Leben gespielt hatte. Wenn die Butler-Anhänger jemals die Wahrheit über seine Vergangenheit herausfanden, würde ihn das in größte Gefahr bringen.

»Im Dihad wurde bewiesen, dass die Menschen den Denkmaschinen überlegen sind, das stimmt. Aber wenn man beide genauer in Augenschein nimmt, sieht man die Ähnlichkeiten zwischen ihnen.«

Weil Mentaten die menschliche Antwort auf Computer waren, unterstützten die technologiefeindlichen Butler-Anhänger seine Schule. Doch Gilbertus hatte ganz andere Erfahrungen mit den Denkmaschinen gemacht. Er behielt seine Ansichten jedoch zu seinem eigenen Schutz für sich, insbesondere hier auf Lampadas.

Gilbertus hob den glatten Kopf des Kampf-Meks an und löste ihn aus der Halsverankerung. »Der Roboter, den Sie

hier sehen, ist ein Überbleibsel jenes Konflikts, und wir haben eine Sondererlaubnis für seine Verwendung zu Lehrzwecken.« (Die Regierung des Imperiums hatte ihm keine Schwierigkeiten gemacht, aber Manfred Torondo war nicht so leicht zu überzeugen gewesen.)

Er hob den blassen rechten Arm der Leiche. »Beachten Sie die Muskulatur, vergleichen Sie sie mit der mechanischen Anatomie des Kampfroboters.«

Während die Studenten schweigend zusahen, manche fasziniert und andere mit sichtlichem Entsetzen, entnahm Gilbertus dem vorbereiteten Leichnam Organe und holte anschließend die in etwa vergleichbaren Teile aus dem Kampf-Mek hervor, eins nach dem anderen, wobei er auf die Parallelen hinwies. Die einzelnen Teile legte er zur Ansicht auf Tablett neben den Körpern, sodass er beide Autopsien gleichzeitig durchführen konnte.

Eine halbe Stunde lang zerlegte er den Kampfroboter und erläuterte die Verbindungen zwischen den Einzelteilen, ihr Zusammenspiel und die Funktionsweise der Waffensysteme, ließ sich über ihre Leistungsfähigkeit aus und stellte immer wieder die Verbindung zum jeweiligen menschlichen Analogon her.

Sein ältester Schüler, Draigo Roget, der ihm beim Unterricht assistierte, nahm eine Einstellung an dem einfachen Projektionsgerät vor, mit dessen Hilfe das Publikum die Operation in allen Einzelheiten verfolgen konnte. Draigo war von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, wodurch sein langes, glänzend schwarzes Haar, seine schwarzen Brauen und seine dunklen Augen besonders zur Geltung kamen.

Bereits während der Unterrichtsvorbereitung hatte man der Leiche den Schädel geöffnet und das Gehirn entnommen, und jetzt holte Gilbertus den Computerprozessor des Kampfroboters aus dem mechanischen Kopf. Er legte den Haupt-Geschaltkreis des Meks in eine Schale: Diese weich aussehende, metallene Kugel war das Gegenstück des in sich

verschlungenen menschlichen Gehirns, das ebenfalls in einer Schale lag. Gilbertus stupste den Hauptschaltkreis mit der Fingerspitze an. »Denkmaschinen haben ein effektives Gedächtnis und können mit Hochgeschwindigkeit Informationen verarbeiten, aber ihre Kapazitäten sind begrenzt durch die Spezifikationen, die man ihnen eingebaut hat.«

Gilbertus zerlegte nun das Gehirn. »Das menschliche Gehirn hingegen hat keine bekannten Fabrikationsspezifikationen. Sehen Sie die komplexe Anordnung in diesem Querschnitt: Cerebrum, Cerebellum, Corpus Callosum, Diencephalon, Temporallappen, Mittelhirn, Brücke, Medulla ... all diese Begriffe sind Ihnen vertraut. Trotz der physischen Masse des Gehirns wurde der Großteil der Denk- und Rechenkapazitäten des menschlichen Gehirns nie von seinem Besitzer genutzt.«

Er blickte zu ihnen auf. »Jeder von Ihnen muss lernen, das anzupapfen, was wir alle besitzen. Es kann gut sein, dass unser Gedächtnis unbegrenzt viele Informationen aufnehmen kann – wenn wir sie nur richtig ordnen und abspeichern. Wir bringen unseren Schülern bei, die Organisationsweise und die effizienten Rechenmethoden von Denkmaschinen nachzuahmen, und wir haben herausgefunden, dass Menschen *besser* darin sind.«

Die Studenten murmelten, einige mit sichtlichem Unbehagen. Insbesondere fiel ihm die missmutige Miene von Alys Carroll auf, einer talentierten, aber engstirnigen jungen Frau, die unter Butler-Anhängern aufgewachsen war. Sie gehörte zu den von Manford Torondo hergeschickten Schülern. Überraschenderweise machte sie sich als Mentatin recht gut.

Um seine Mentatenschule auf Lampadas aufzubauen, hatte Gilbertus gewisse Opfer gebracht. Als Teil seiner Abmachung mit Manford, die ihm dessen Unterstützung für die Schule sicherte, musste Gilbertus jedes Jahr eine feste Anzahl Schüler aufnehmen, die von den Butler-Anhängern ausgewählt

wurden. Obwohl die Butler-Anhänger nicht unbedingt die besten Kandidaten waren und talentierteren und objektiveren Schülern die Studienplätze wegnahmen, handelte es sich um ein unvermeidliches Zugeständnis.

Gilbertus trat einen Schritt von den beiden Körpern auf den Autopsietischen zurück. »Es ist mein Ziel, dass Sie, wenn Sie diese Schule verlassen, Ihre Gedanken so organisiert und Ihr Erinnerungsvermögen so erweitert haben, dass Sie einem Computer mehr als ebenbürtig sind.« Er bedachte sie mit einem väterlichen Lächeln. »Ist dieses Ziel Ihrer Anstrengungen würdig?«

»Ja, Sir!« Die Welle der Zustimmung breitete sich durch den Hörsaal aus.

Die Umgebung der Mentatenschule war nicht gerade schön – weite Feuchtgebiete, versumpfte Kanäle und gefährliche Raubtiere –, doch Gilbertus wusste, dass sich das Profil von Menschen an schwierigen Umweltbedingungen besonders schärfte. Das hatte ihm Erasmus beigebracht.

Das Schulgelände bestand aus einer großen Ansammlung ineinandergreifender schwimmender Plattformen, die auf einem Sumpfsee verankert und von ungenutztem, menschenleerem Land umgeben waren. Ein Schutzschild hielt die lästigen und krankheitsübertragenden Sumpfinsekten fern und schuf eine Art Oase für die Studien der Mentaten.

Gilbertus überquerte einen schwimmenden Steg über dem Sumpf, ohne das dunkelgrüne Wasser zu seinen Füßen zu beachten. Er kam an einem schwimmenden Sportplatz und einem der freistehenden Hörsäle vorbei, bevor er das Verwaltungsgebäude am Rand des Schulgeländes betrat, in dem die Dekane und berufenen Mentatenprofessoren ihre Büros hatten. An der Schule gab es bereits über zweihundert Lehrende und viertausend Studierende. Die Mentatenschule war damit ein bemerkenswerter Erfolg unter den zahlreichen Lernzentren, die nach dem Sieg über die Denkmaschinen aus dem

Boden geschossen waren. Aufgrund des strengen Lehrplans der Mentaten-Ausbildung lag die Durchfallquote selbst unter den besten Kandidaten bei fast fünfunddreißig Prozent – die pflichtgemäß zugelassenen Butler-Anhänger ausgenommen. Und selbst von den Abgängern würden nur die Besten eines Tages zu Mentaten werden.

Die Biosen-Lampen in Gilbertus' Büro verströmten einen leichten, nicht unangenehmen Geruch. Das große Zimmer hatte einen dunklen Koagoni-Boden und war mit Webteppichen aus den Blättern und der Rinde von Sumpfwiden ausgelegt. Gilbertus hörte sehr leise klassische Musik. Es handelte sich um eine der Kompositionen, an der Erasmus und er sich einmal in den Kontemplationsgärten des Roboters auf Corrin erfreut hatten.

Aus Nostalgie hatte er sich sein Büro in Anlehnung an gewisse Elemente von Erasmus' Zuhause auf Corrin eingerichtet, mit dicken, lilafarbenen Vorhängen und reich verzierten Möbeln. Er musste sehr vorsichtig sein, aber er wusste, dass niemand jemals diese spezielle Verbindung herstellen würde. Gilbertus war der einzige lebende Mensch, der sich an das üppige Mobiliar im Anwesen des unabhängigen Roboters erinnerte.

Bücherregale aus glänzendem, alt aussehendem Holz erhoben sich bis zur hohen Decke. Er hatte sogar kleine Scharten und Kratzer hineinmachen lassen, damit die Illusion perfekt war. Bei der Gründung seiner Schule war es Gilbertus wichtig gewesen, dass sie wie eine altehrwürdige Institution wirkte. Der ganze Aufbau dieses Büros, des Gebäudes und des Schulgeländes war sorgfältig geplant.

Und das ist nur angemessen, sinnierte er. Schließlich sind wir Mentaten.

Die Dekane und Professoren entwickelten und verbesserten neuartige Lehrpläne, die den menschlichen Geist über seine Grenzen hinauswachsen lassen sollten, aber die Quintessenz der Mentatenlehre stammte aus einer Quelle, die nur

Gilbertus kannte – eine Quelle, die, sollte sie jemals offengelegt werden, die ganze Schule in größte Gefahr bringen würde.

Nachdem er sich vergewissert hatte, dass er allein war, schloss Gilbertus die Tür hinter sich ab und zog die Jalousien aus Holz und Stoff zu. Er holte einen Schlüssel aus seiner Westentasche und schloss eine massive Holzkommode auf, die in ein Regal eingebaut war. Er griff hinein und berührte ein Brett an einer ganz bestimmten Stelle, worauf die Regalbretter sich neu anordneten, drehten und wie ein Blütenkelch öffneten.

Auf einem der Regalbretter ruhte ein glitzernder Speicherkern, und zu ihm sagte Gilbertus: »Ich bin hier, Erasmus. Bist du bereit, unsere Unterhaltung fortzusetzen?«

Sein Herz schlug schneller, teils aufgrund der Gefühle, die er verspürte, und teils aufgrund des Risikos, das er einging. Erasmus war der berüchtigste aller unabhängigen Roboter, nicht weniger verhasst als der Allgeist Omnius persönlich. Gilbertus lächelte.

Vor dem katastrophalen Fall von Corrin hatte er den Speicherkern des zum Untergang verurteilten Roboters entnommen und ihn inmitten zahlloser menschlicher Flüchtlinge vom Planeten geschmuggelt. In den Jahren, die seither vergangen waren, hatte Gilbertus ein ganz neues Leben für sich erschaffen, eine gefälschte Vergangenheit. Er hatte seine Begabungen eingesetzt, um die Mentatenschule ins Leben zu rufen – mit der heimlichen Hilfe von Erasmus, der ihm mit seinem Rat unentwegt zur Seite stand.

Die Gelschaltkreis-Kugel erwachte pulsierend zum Leben, und mit seiner vertrauten, gelehrten Stimme antwortete der unabhängige Roboter durch kleine Lautsprecher. »Danke – mir wurde schon langsam klaustrophobisch zumute, trotz der versteckten Kameraaugen, die du mir zugestehst.«

»Du hast mich aus einem Leben der Dummheit und des Elends errettet, und ich habe dich vor der Zerstörung be-

wahrt. Das ist ein fairer Tausch. Trotzdem tut es mir leid, dass ich nicht mehr für dich tun kann – zumindest noch nicht. Wir müssen sehr vorsichtig sein.«

Vor Jahren hatte Erasmus sich ein Kind aus den erbar-
mungswürdigen Sklavenställen der Maschinenwelt ausgesucht. Es war ein Experiment gewesen, um herauszufinden, ob man eins dieser wilden Geschöpfe durch sorgfältige Ausbildung zähmen konnte. Im Laufe der Jahre war der unabhängige Roboter zu einer Vaterfigur und einem Mentor geworden, der Gilbertus beigebracht hatte, wie er seine Gedanken organisieren und sein Gehirn verbessern konnte, um Denkleistungen zu vollbringen, die bis dahin Computern vorbehalten waren. Welche Ironie, dachte Gilbertus, dass seine Schule zur Maximierung des menschlichen Potenzials ihre Wurzeln in der Welt der Denkmaschinen hatte.

Erasmus war ein strenger, aber exzellenter Lehrer gewesen. Der Roboter hätte wahrscheinlich bei jedem beliebigen jungen Menschen, den er sich ausgesucht hätte, Erfolg gehabt, aber Gilbertus war zutiefst dankbar, dass das Schicksal ihn erkoren hatte ...

Die beiden sprachen gedämpft miteinander, in der ständigen Angst, entdeckt zu werden. »Ich kenne die Risiken, die du bereits jetzt auf dich nimmst, aber ich werde unruhig. Ich brauche eine neue Form, einen funktionierenden Körper, mit dem ich mich wieder eigenständig bewegen kann. Unablässig denke ich über mögliche Testszenarien mit deinen Schülern nach, die interessante Ergebnisse zeitigen dürften. Ich bin mir sicher, dass die Menschen weiterhin faszinierende, irrationale Handlungen begehen.«

Wie immer ging Gilbertus der Frage nach dem neuen Körper, den der Roboter sich wünschte, elegant aus dem Weg. »Das tun sie, Vater – und sie begehen auch unvorhersehbare, gewalttätige Handlungen. Deshalb muss ich dich im Verborgenen halten. Von allen Geheimnissen im Imperium ist deine Existenz vielleicht das größte.«

»Ich sehne mich danach, wieder mit Menschen zu interagieren ... aber ich weiß, dass du dein Bestes tust.« Die Maschinenstimme hielt inne, und Gilbertus konnte sich ausmalen, wie sich der Ausdruck auf dem Flussmetallgesicht des alten, auf Corrin zurückgebliebenen Roboterkörpers in diesem Moment verändert hätte. »Geh mit mir durch den Raum. Öffne eine Jalousie ein Stück, sodass ich mit den Sensoren hinausschauen kann. Ich brauche Input.«

Wachsam wie immer barg Gilbertus den leichten Speicherkern in den Händen, wobei er peinlich darauf achtete, ihn nicht fallen zu lassen oder anderweitig zu beschädigen. Er trug die Kugel zu einem Fenster mit Blick auf den weiten, seichten See – von dieser Seite würde sie wohl kaum jemand beobachten – und öffnete eine Jalousie. Diesen kleinen Gefallen konnte er Erasmus nicht abschlagen; dafür war er dem unabhängigen Roboter zu viel schuldig.

Der Speicherkern lachte glucksend, ein leiser Laut, der Gilbertus an die friedvollen, idyllischen Zeiten auf Corrin erinnerte. »Das Universum hat sich sehr verändert«, sinnierte Erasmus. »Aber du hast dich angepasst. Du hast getan, was du tun musstest, um zu überleben.«

»Und um dich zu beschützen.« Gilbertus hielt den Speicherkern dicht an sich gedrückt. »Es ist schwer, aber ich werde diesen Mummenschanz aufrechterhalten. Dir wird nichts passieren, während ich fort bin, Vater.«

Schon bald sollte Gilbertus mit Manford Torondo Lampadas verlassen. Zusammen würden sie nach Salusa Secundus reisen, um sich an das Forum des Landsraads und Imperator Salvador Corrino zu wenden. Für Gilbert war das ein gefährlicher Balanceakt ... ein akrobatisches Kunststück, bei dem er sich nie ganz wohlfühlte.

Das Leben ist kompliziert, unabhängig von den Umständen, in die wir geboren werden.

Haditha Corrino, in einem Brief
an ihren Mann Prinz Roderick

Gezogen von vier goldenen Löwen, führte die königliche Kutsche eine Prozession durch die salusanische Hauptstadt Zimia an. Es war eine Stadt der Denkmäler zu Ehren der zahlreichen Helden des langen Djihads. Überall sah Salvador Corrino Abbilder von Serena Butler, von ihrem Märtyrersohn Manion und von dem Großpatriarchen Iblis Ginjo – auf flatternden Bannern, an den Fassaden von Häusern und Geschäften und in Form von Statuen. Die große goldene Kuppel des Parlamentssaals vor ihm war ein beruhigender Anblick – ebenfalls ein Schauplatz epischer, historischer Ereignisse.

Unter einem bewölkten Himmel fuhren sie an einem riesigen Cymek-Läufer vorbei, einem verbeulten und verrosteten Denkmal, das selbst die höchsten Gebäude überragte. Die furchteinflößende Maschine war von einem menschlichen Gehirn gelenkt worden, als Teil eines Angriffsheers während der ersten Schlacht von Zimia. Jetzt war das gewaltige Etwas leblos, ein Relikt, das sie an jene dunklen Tage erinnern sollte. Nachdem Butlers Djihad über ein Jahrhundert lang getobt hatte, waren die Streitkräfte der Denkmachines bei Corrino vernichtend geschlagen worden, und seither lebten die Menschen nicht mehr in Sklaverei.

Während des Djihads war Zimia durch Maschinenangriffe zweimal schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, und beide Male hatte man die Stadt wieder aufgebaut – ein Mahn-

mal für den unnachgiebigen Kampfgeist der Menschheit. Mitten im Blutbad und auf den Trümmern der Schlacht von Corrin änderte die Butler-Familie ihren Namen in Corrino, und ihre Angehörigen stiegen zu den Herrschern des neuen Imperiums auf. Der erste Imperator war Salvadors Großvater Faykan gewesen, gefolgt von seinem Sohn Jules. Die beiden Männer hatten zusammen 71 Jahre lang regiert, und Salvador war ihnen auf den Thron gefolgt.

Salvador, der in der königlichen Kutsche saß, war verärgert, dass man seinen morgendlichen Terminplan durcheinandergebracht hatte, aber von den ernstesten Neuigkeiten, die man ihm zugetragen hatte, musste er sich mit eigenen Augen überzeugen. Mitsamt seinem Gefolge von königlichen Leibgardisten, Assistenten, Beratern und einer ganzen Polizeitruppe (schließlich fand das unruhige Volk immer einen Grund zum Protestieren) war er aus dem Palast geeilt. Gleich in der nächsten Kutsche fuhr ein Suk-Arzt, nur für den Fall, dass etwas schiefging. Salvador machte sich oft Sorgen, und er trug seine Ängste wie ein wenig kleidsames Gewand mit sich herum.

Der Imperator war nicht besonders darauf erpicht, die schreckliche Entdeckung zu sehen, zu der ihn seine Prozesion geleitete, aber es war seine Pflicht. Die Löwenkutschen fuhren in Richtung Stadtmitte, vorbei an anderen Fahrzeugen und Lastern, die für den Zug des Königs den Weg freigaben.

Salvadors schmuckvolles Gefährt kam sanft auf dem großen Platz im Zentrum zum Stehen, und livrierte Diener eilten herbei, um ihm die mit Einlegearbeiten verzierte Tür zu öffnen. Als sie dem Imperator heraushalfen, roch er bereits den Gestank verbrannten Fleisches, der in der Luft lag.

Ein hochgewachsener, muskulöser Mann in scharlachroter Robe und goldenen Hosen in den Farben des Hauses Corrino näherte sich. Roderick war der Halbbruder des Impera-

tors; sie hatten denselben Vater, aber verschiedene Mütter. Neben den beiden gab es noch eine schwierige gemeinsame Halbschwester, Anna, die wiederum von einer anderen Mutter geboren worden war. (Imperator Jules war sehr umtriebig gewesen, hatte allerdings mit seiner eigenen Frau kein einziges Kind gezeugt.)

»Hier drüben«, sagte Roderick leise. Er hatte einen vollen, blonden Haarschopf, im Gegensatz zu Salvador, dem – obwohl er mit seinen siebenundvierzig Jahren nur zwei Jahre älter war – lediglich ein paar flaumige braune Haare auf dem Kopf wuchsen. Beide Männer trugen jederzeit aktivierte Schildgürtel, die sie in ein kaum sichtbares Kraftfeld hüllten. Sie dachten kaum noch über diese allgegenwärtige Technologie nach.

Roderick deutete auf eine Statue von Iblis Ginjo, dem charismatischen, aber auch problematischen religiösen Anführer des Djihads, der Milliarden dazu inspiriert hatte, sich gegen die Maschinenunterdrücker aufzulehnen. Zu seinem Entsetzen erblickte Salvador einen verbrannten, verstümmelten Körper, der von der Statue baumelte. An dem zur Unkenntlichkeit verkohlten Leichnam hing ein Schild, das ihn als »Toure Bomoko – Verräter an Gott und Glauben« identifizierte.

Der Name war Salvador nur allzu vertraut. Vor zwanzig Jahren, während der Regentschaft seines Vaters, hatte die Kommission ökumenischer Übersetzer mit ihrer Veröffentlichung der *Orange-Katholischen Bibel* einen gewaltigen Aufschrei ausgelöst. Es handelte sich um ein neues heiliges Buch, das angeblich für alle Religionen Gültigkeit besitzen sollte. Toure Bomoko war Vorsitzender der Kommissionsdelegation gewesen, die sieben Jahre in völliger Abgeschiedenheit unter einer Kuppel in der radioaktiven Wüste der alten Erde verbracht hatte. Die Kommission hatte die Grundpfeiler aller Religionen zu einem Kompromiss zusammengefasst und anschließend siegestrunken ihr Meisterwerk präsentiert. Die

zusammengestoppelte heilige Schrift sollte alle religiösen Differenzen der Menschheit beilegen, in Wirklichkeit wurde damit jedoch genau das Gegenteil erreicht.

Anstatt als Triumph der Einigkeit und als Eckpfeiler gegenseitiger Verständigung gefeiert zu werden, lösten das Buch und die Vermessenheit seiner Urheber im ganzen Imperium gewaltsame Reaktionen aus. Bomoko und die anderen Delegierten flohen vor den Aufrührern; zahlreiche Delegierte wurden gelyncht, während andere eifrig alles widerriefen, um ihre Haut zu retten. Einige begingen Selbstmord, oft unter fragwürdigen Umständen, während andere, wie Bomoko, untertauchten.

Später, nachdem Imperator Jules ihm in seiner Gnade Zuflucht in seinem Palast gewährt hatte, räumte der Vorsitzende Bomoko öffentlich ein, dass der Versuch seiner Kommission, neue religiöse Symbole zu erschaffen, ein Fehler gewesen war, der nur dazu geführt hatte, »die Menschen in ihren allgemein anerkannten Glaubenssätzen zu verunsichern« und »Kontroversen über Gott anzuheizen«. Nach einem Skandal um den Vorsitzenden und die Frau des Imperators war Bomoko ein zweites Mal geflohen – diesmal aus dem Palast. Man hatte ihn nie gefunden.

Jetzt stand Roderick an der Seite seines Bruders und musterte die verkohlte, gesichtslose Leiche, die an der Statue aufgeknüpft war. »Meinst du, dass sie ihn diesmal wirklich gefunden haben?«

Salvador, der sich von der verstümmelten Leiche nicht weiter beeindruckt ließ, verdrehte die Augen. »Ich bezweifle es. Das hier ist der siebte angebliche Bomoko, den man umgebracht hat. Aber führ trotzdem einen Gentest durch, nur zur Sicherheit.«

»Ich kümmere mich um alles.«

Salvador wusste, dass er sich keine Sorgen machen musste. Roderick war immer der ruhigere, besonnenere Bruder gewesen. Der Imperator stieß einen gedehnten Seufzer aus. »Wenn

ich wüsste, wo Bomoko ist, würde ich selbst ihn dem Volk ausliefern. Wenn es die Menschen glücklich macht.«

Roderick kräuselte missbilligend die Lippen. Er sah seinen Bruder ernst an. »Ich gehe davon aus, dass du das zuerst mit mir besprechen würdest.«

»Du hast recht. So etwas Folgeschweres würde ich nicht tun, ohne zuvor deinen Rat einzuholen.«

Im Laufe der Jahre waren die Proteste abgeebbt und wieder angeschwollen, aber größere Unruhen hatte es seit mehr als zehn Jahren nicht gegeben, nicht, seit Salvador den Thron der Corrinos bestiegen hatte. Schon bald würde er eine revidierte (und leicht bereinigte) Ausgabe der *Orange-Katholischen Bibel* ankündigen, und daran würden sich zweifellos einige Gemüter entzünden. Auf der neuen Ausgabe würde Salvadors eigener Name stehen, was ihm zuerst wie eine gute Idee vorgekommen war. Mithilfe seiner religiösen Gelehrten hatte Salvador einige der problematischen Textstellen entschärft, aber die Extremisten wollten, dass das gemeinsame heilige Buch verbrannt und nicht abgändert wurde. Bei religiösen Eiferern konnte man nicht vorsichtig genug sein.

Roderick erteilte zwei Offizieren der Palastwache knappe Befehle. »Entfernt die Leiche, und räumt hier auf.«

Als der verbrannte Leichnam abgehängt wurde, löste sich ein Stück des geröteten Fleisches an Schulter und Rumpf, und die Wachen zuckten mit angewiderten Schreien zurück. Einer brachte das Schild zu Salvador, der mit zusammengekniffenen Augen das Kleingedruckte auf der Rückseite las. Der Lynchmob hatte es für nötig befunden zu erläutern, dass der Körper des Opfers genauso zugerichtet worden war, wie die Denkmaschinen Serena Butler verstümmelt hatten – das war ihre Rechtfertigung für die grausige Tat.

Während er zusammen mit seinem Bruder zur königlichen Kutsche zurückkehrte, knurrte der Imperator: »Nach tausend

Jahren Maschinensklaverei und über einem Jahrhundert des blutigen Djihads sollte man meinen, dass die Menschen derlei inzwischen leid wären.«

Roderick lächelte wissend. »Sie scheinen geradezu süchtig nach Krieg und Raserei zu sein. Das Volk ist noch immer in wüster Stimmung.«

»Die Menschen sind so verdammt ungeduldig.« Der Imperator stieg in die Kutsche. »Haben sie nach Omnius' Sturz wirklich erwartet, dass alle Probleme sofort gelöst werden? Achtzig Jahre nach der Schlacht von Corrin sollte nicht immer noch Aufruhr herrschen! Ich wünschte, du könntest das einfach in Ordnung bringen, Roderick.«

Sein Bruder bedachte ihn mit einem dünnen Lächeln. »Ich werde mein Bestes tun.«

»Ja, ich weiß.« Salvador zog die Kutschentür zu, und der Fahrer trieb die Löwen zu einem schnellen Trott an. Das übrige Gefolge eilte der Kutsche hinterher.

An jenem Abend überbrachte Roderick seinem Bruder auf dessen Landsitz die Ergebnisse der Genanalyse. Salvador und die Imperatorin Tabrina befanden sich gerade mitten in einer ihrer lautstarken Streitereien – diesmal ging es um ihren Wunsch, eine bescheidene Rolle in den Regierungsgeschäften zu spielen und nicht nur ihren traditionellen Zeremonienpflichten nachzukommen.

Salvador war steif und fest gegen dieses Anliegen. »Das entspricht nicht den Traditionen, und das Imperium braucht derzeit vor allem Stabilität.« Das königliche Paar befand sich im Jagdzimmer, wo eine erstarrte Menagerie von Fischen und wilden Tieren die Wände schmückte.

Prinz Roderick, der diesen Streit schon mehr als einmal mit angehört hatte, achtete überhaupt nicht auf ihr Geschrei, als er mit festen Schritten das Jagdzimmer betrat. »Bruder, ich bringe dir die Ergebnisse. Ich dachte, dass du sie dir vielleicht persönlich ansehen möchtest.«

Salvador riss Roderick das Blatt aus der Hand. Er tat so, als wäre er über die Unterbrechung verärgert, warf seinem Bruder aber klammheimlich ein dankbares Lächeln zu. Tabrina saß brodelnd vor Wut am Kamin und trank Wein – sie war zu höflich, um den Streit in Anwesenheit eines Besuchers fortzusetzen. Salvador las den einseitigen Bericht. Zufrieden knüllte er ihn zusammen und warf ihn ins Feuer. »Nicht der echte Bomoko – genau, wie ich vermutet habe. Der Mob knüpft jeden auf, der Verdacht erregt.«

»Ich wünschte, sie würden dich auch aufknüpfen«, knurrte die Imperatorin fast unhörbar. Sie war eine auffällig schöne Frau mit dunklen, mandelförmigen Augen, hohen Wangenknochen und einem geschmeidigen Körper, der in ein langes, figurbetontes Kleid gehüllt war. Ihr kastanienbraunes Haar war zu einer aufwendigen Frisur hochgesteckt.

Einen Moment lang dachte Salvador darüber nach, bissig zu erwidern, dass sie das gerne tun könnten, wenn er dann seine Ruhe vor ihr hätte, aber er war nicht zum Scherzen aufgelegt. Stattdessen kehrte er ihr den Rücken zu und verließ gemächlich das Zimmer. »Komm, Roderick. Es gibt ein beliebtes neues Kartenspiel, das ich dir gern zeigen möchte. Ich habe es von meiner neuesten Konkubine gelernt.«

Als er die Konkubine erwähnte, stieß Tabrina ein wütendes Schnauben aus, das Salvador zu überhören vorgab.

Roderick verbeugte sich würdevoll. »Wie du befehlst.«

Salvador hob die Brauen. »Muss ich es dir denn befehlen?«

»Nein.« Damit begaben sich die beiden in den Salon.

Während des Djihads wurde Rossak durch die geheimen Kräfte der Zauberinnen geschützt. Es handelte sich bei ihnen um mächtige lebende Waffen, die den Geist eines Cymeks auslöschen konnten, wenn auch um den Preis ihres eigenen Lebens. Doch jene Tage sind Vergangenheit! Heute gibt es weniger als hundert reinblütige Zauberinnen, und diese verfügen nicht mehr über die Kräfte ihrer Vorgängerinnen.

Vorwort zu *Die Geheimnisse von Rossak*,
Lehrbuch der Schwesternschaft

Während die zahlreichen Akoluthen und Schwestern in der Felsenstadt ihre Ausbildung fortsetzten und Erzieherinnen die Kleinen in den Heimen unterrichteten, stieg Valya ins Dschungeldickicht hinab, um ihren täglichen Aufgaben nachzukommen. Wichtigen Aufgaben.

Der quietschende Aufzug sank durch das dichte Blätterdach in die dämmerige Zwiellichtwelt hinab. Als sie den hölzernen Käfig verließ und den feuchten Boden betrat, atmete Valya tief die Mischung üppiger Gerüche ein, die aus der Erde emporstiegen, Düfte von pflanzlichem und tierischem Leben. Sie folgte einem Weg durch das dichte, silbrig-purpurne Blattwerk. Riesige Farne rollten sich um sie herum ein und streckten sich wieder wie Muskeln. Schmale Streifen Sonnenlicht fielen zu ihr herab und verschoben sich, wenn die Äste weit über ihrem Kopf sich bewegten. Die Blätter raschelten, und etwas huschte durchs Unterholz; eine Raubranke zuckte wie eine Peitsche und betäubte ein pelziges Nagetier, um es anschließend zu umschlingen. Valya wusste, dass sie hier unten stets wachsam sein musste.

Sie erreichte eine schwarze Metalltür in einem gewaltigen Baum. Wie nun schon seit vielen Monaten jeden Tag öffnete Valya den Eingang mit einer Schlüsselkarte. Dahinter kam ein Gang zum Vorschein, der nur spärlich von gelben Leuchtgloben erhellt wurde. Sie stieg eine Wendeltreppe hinab, die unter das Wurzelwerk des Baums führte und sich zu einer Reihe von Räumen öffnete, die man aus dem Felsen geschlagen hatte. Im größten Zimmer führte die alte Zauberin Karee Marques pharmazeutische Experimente mit Elektroskopen, Pülverchen, Reagenzgläsern mit Flüssigkeiten und Zentrifugen durch.

Das Zimmer erinnerte Valya an das geheimnisvolle Laboratorium eines Einsiedleralchimisten, mit Gläsern voll blubbernder Flüssigkeiten und Destillaten aus der rätselhaften Dschungelfauna, aus Pilzen, Kräutern und Wurzeln. Schwester Karee war unergründlich alt, fast so alt wie die Ehrwürdige Mutter Raquella, aber sie hatte keine so präzise Kontrolle über die Biochemie ihres Körpers, weshalb die Jahre an ihrem kleinen, knochigen Leib hingen wie ein schweres Gewand. Doch Karees großen, verblüffend schönen grünen Augen konnte das Alter anscheinend nichts anhaben. Ihr Haar war weiß, und sie hatte hohe Wangenknochen.

Die alte Frau registrierte Valyas Eintreffen, ohne von ihrer chemischen Forschungsarbeit aufzublicken. Ihre Stimme hatte einen erwartungsvollen Unterton. »Ich hatte heute früh eine Idee – einen Durchbruch, glaube ich. Wir können einen Stoff nehmen, der sich aus dem Schleim von Grabschnecken destillieren lässt. Er hat eine tödlich lähmende Wirkung, aber wenn wir die mildern können, erzielen wir vielleicht das richtige Gleichgewicht, um eine Schwester an den Rand des Todes und ihren Körper in Starre zu versetzen, während ihr Geist bis zum letzten Moment aktiv und konzentriert bleiben kann.«

Valya kannte die dicken Schnecken mit den segmentierten Körpern, die sich durch das verrottende Laub im Wald gru-

ben – ein weiteres gefährliches, auf Rossak beheimatetes Geschöpf. »Eine interessante Möglichkeit. Es kann gut sein, dass dieser Stoff die richtigen Qualitäten hat.« Doch Valya verspürte keine übertriebene Zuversicht. *Wie viel haben wir im Laufe der Jahrzehnte schon ausprobiert?* Sie war nicht besonders wild darauf, bei einem weiteren aussichtslosen Versuch zu sterben.

In Fässchen lagerten gepflückte Blätter und Pilze, von Steinen gekratzte Flechten, aus großen Spinnentieren gemolkenes Gift, die zermahlenden Puppen von Dschungelmotten. »Was denkst du, wie lange es dauern wird, bis wir eine weitere Freiwillige testen können?«, fragte Valya. Schwester Tiana war erst letzte Woche eines höchst unschönen Todes gestorben.

Die alte Zauberin hob die Brauen. Offenbar hatte sie die Frage falsch verstanden, denn sie antwortete: »Willst du selbst die Nächste sein? Glaubst du nun endlich, dass du bereit bist, Schwester Valya? Ich denke, dass du besser vorbereitet bist als die meisten vorherigen Freiwilligen. Wenn überhaupt jemand eine Chance hat ...«

»Nein, das habe ich nicht gemeint«, sagte Valya hastig. »Ich wollte nur darauf hinweisen, dass wir sehr vorsichtig vorgehen sollten, weil die Schwestern sonst angesichts der vielen Toten die Hoffnung verlieren werden ... angesichts der zahlreichen Fehlschläge im Laufe der Jahre.«

»Eine wahre Schwester verliert nie die Hoffnung auf das menschliche Potenzial«, erwiderte Karee und nahm ein Becherglas von einer Heizplatte.

Valya war fünf Jahre lang hier auf Rossak ausgebildet worden. Für sie waren die Schwesternschaft und ihre Schule ein Weg gewesen, dem Familienexil zu entkommen, und im Laufe ihrer Ausbildung hatte sie die Aufmerksamkeit der Ehrwürdigen Mutter auf sich gezogen. Valya suchte immer nach Möglichkeiten, sich im Frauenorden hochzuarbeiten, und jetzt, wo die Ehrwürdige Mutter sie in ihren inneren Kreis aufgenommen und ihr das gewaltige und erschütternde Ge-

